1,50 DM / Band 128
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Der Seelenwald

Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4.50 i.m. / Spanien P 65



Der Seelenwald

John Sinclair Nr. 128

von Martin Eisele

erschienen am 16.12.1980

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Der Seelenwald

Schlagartig brach die Hölle los!

Hunde kläfften!

Rauhe Männerstimmen schrien durcheinander!

Sämtliche Bewohner des Dorfes waren auf den Beinen. Überall herrschte hektische Bewegung und Aufregung. Unruhig flackernder Fackelschein tanzte hierhin und dorthin, wie Irrlichter auf der Jagd nach armen Seelen. Riesige, bizarre Schatten huschten über die Häuserfassaden.

Und die Unheimlichen, die die Fackeln trugen, waren tatsächlich auf der Jagd…

Auf Menschenjagd!

»Findet sie! Findet die beiden und bringt sie zu mir!« Immer wieder gellte dieser Befehl durch die neblige Nacht.

Gewaltige Wolkenberge hatten sich vor die große, trübgelbe Scheibe des Mondes gewälzt. Die Dunkelheit war allmächtig. Wie ein gigantisches, schwarzes Leichentuch hatte sie alles und jeden unter sich begraben. Und doch war es ihr nicht gelungen, das Leben, das in diesem Dorf herrschte, zu ersticken.

Im Gegenteil!

Sie nährte es, stärkte es, denn es war dämonisches Leben! Das fleischgewordene Böse!

Die Stimmen der Verfolger dröhnten in Jane Collins' Ohren, hallten in ihr nach, drohten ihren Schädel zu sprengen. Sie versuchte, sie zu ignorieren. Konzentrierte sich voll auf ihre Umgebung, darauf, daß sie nicht stolperte. Und sie rannte schneller. Automatisch schneller. Wie eine Marionette, die von einem unsichtbaren Puppenspieler zu einer wahnwitzigen Melodie bewegt wurde.

Peter McCrady, der Mann, der sie vom schwarzen Altar der Alten befreit hatte, hetzte dicht vor ihr durch die winkelige Gasse, die aus dem Dorf hinausführte.

Der Mob kam näher. Die Stimmen wurden lauter, waren deutlicher zu hören.

»Pack sie! Laßt sie nicht entkommen!«

»Sie haben den Altar entweiht! Asmodinas Altar!«

Und wieder gellte das heisere, hungrige Gekläffe der Hunde durch die Nacht.

Janes Herz hämmerte. Wahnsinn, dachte sie. Purer Wahnsinn.

Und mit diesen kometenhaft aufblitzenden Gedanken kam auch die Angst. Panische Angst, die bisher nur in ihrem Unterbewußtsein pulsiert hatte. Wie eine rote Flutwelle überschwemmte sie sie. Erst jetzt begriff sie, was für einem fürchterlichen Schicksal sie durch McCradys beherztes Eingreifen entgangen war. Vorerst wenigstens…

Die Alten hatten sie töten wollen! Ein Ritualmord auf einem schwarzen Altar! Ihre Seele sollte den Dämonen-Wald nähren!

Ein Opfer für den Wald der Seelen!

Es fiel Jane unsagbar schwer, darüber nachzudenken. Alles war wie ein böser Traum für sie. Sie wußte nicht einmal, wie sie in dieses Dorf gekommen war.

Im Auftrag eines Klienten war sie nach Gorlochny, einem kleinen, verträumten Städtchen unterwegs gewesen, das nur wenige Meilen vom Yorkshire Dales National Park entfernt lag.

Dort war sie niemals angekommen.

Wenigstens erinnerte sie sich nicht daran.

Auf dem schwarzen Altar war sie zu sich gekommen, und dann hatten sich die Ereignisse überschlagen.

Jetzt rannte sie um ihr Leben! Nur weg von hier! So schnell wie möglich! So weit wie möglich! Guter Himmel, sie mußte die Menschen draußen warnen! John Sinclair…

Die schrecklichen Rituale der Alten durften nicht weitergehen!

Auf den schwarzen Altären durften keine unschuldigen Menschen mehr sterben!

Dem Seelenwald durften keine Opfer mehr dargebracht werden!

Aber Jane wußte, daß ihre Chancen momentan verdammt schlecht standen. Die Meute, die ihr und ihrem Begleiter auf den Fersen war, stand mit der Tochter des Teufels im Bunde! Mit Asmodina!

»Verdammt!« Das war McCradys Stimme.

Im selben Augenblick fühlte sich Jane herumgewirbelt. Hart krachte sie gegen eine rissige Bretterwand. Ein Geräteschuppen.

Mühsam unterdrückte sie einen schmerzerfüllten Laut.

»Da hinein! Schnell!«

McCrady drückte sie in eine Nische und legte ihr seine große, schweißnasse Hand auf den Mund. »Ganz still, Jane! Sie sind schon da! Sie haben uns eingekreist! Verdammt, sie waren schneller als wir!«

Er preßte sich gegen sie, deckte sie mit seinem massigen Körper, denn das weiße Kleid, das sie ihr zum Sterben angezogen hatten, leuchtete förmlich, war viel zu auffällig.

Und dann näherten sich geschmeidige, kaum hörbare Schritte…

***

Jane Collins hielt den Atem an.

Mit jeder Faser ihres Körpers spürte sie die tödliche Gefahr.

Ganz nahe mußten die unheimlichen Verfolger sein! Viel zu nahe!

McCrady atmete flach, gepreßt. Er lauschte. Noch immer lag seine Hand schwer auf ihren Lippen.

Die Schritte kamen näher. Immer näher. Sand knirschte unter Stiefelsohlen. Stoff raschelte.

»… hier irgendwo sein, verdammt! Die können sich doch nicht in Luft aufgelöst haben!«

»Wir werden sie finden, keine Sorge!«

Plötzlich: Stille!

Jane starrte an McCradys Schulter vorbei. Auf der gegenüberliegenden Hauswand tanzte rötlicher Feuerschein. Zwei massige Schatten zeichneten sich ab.

Also mußten die beiden nur zwei, drei Yards von der Nische entfernt stehengeblieben sein!

Eine Sekunde verging.

Fünf.

Zehn.

Wie ein zäher Brei tropften die Sekunden ins Meer der Zeit. Jane

glaubte, eine Ewigkeit würde vergehen. Jahre. Jahrzehnte.

Dann waren die Schritte wieder zu hören. Sie entfernten sich!

McCradys Haltung entspannte sich. »Wenn sie Hunde bei sich gehabt hätten, dann wären wir jetzt geliefert gewesen«, brummte er. »Vielleicht schaffen wir es doch noch. Vielleicht kommen wir doch noch aus diesem verfluchten Dorf raus! Wenn nicht…« Er vollendete den Satz nicht. Es war auch nicht nötig.

Er nahm seine Hand weg. Jane schnappte nach Luft.

»Wir warten noch zwei Minuten, dann gehen wir weiter«, bestimmte er.

Sie nickte.

Einen Sekundenbruchteil lang sah er ihr forschend ins Gesicht.

Seine rötlichen Augen schienen zu glühen. Fanatisch. Wie die Augen eines Besessenen. Und das war Peter McCrady. Ein Besessener. Ein Mensch, der einen Dämon in sich trug! Momentan hatte er ihn unter seine Kontrolle gezwungen. Aber wie lange noch

…? Wie lange konnte sie ihm noch vertrauen? Es war nur eine Frage der Zeit, bis er dem Bösen wieder unterlag, und dann wurde er wieder so wie die anderen …

Jane unterdrückte diese Gedanken. Nicht daran denken, hämmerte sie sich ein. Nicht jetzt. Noch hilft er mir. Und wenn er sich verändert, dann werde ich das hoffentlich rechtzeitig genug bemerken.

Sie wußte, daß er sich nichts so sehr wünschte, als das Dorf zu verlassen. Wieder zu einem normalen Menschen zu werden.

Vielleicht half ihm das, den Dämon zu beherrschen.

Sie spürte den salzigen Geschmack seines Schweißes auf ihren Lippen und wischte sich mit dem Handrücken darüber.

McCradys rasselnder Atem beruhigte sich. Die Flucht vor seinen Artgenossen hatte ihn angestrengt. Er war nicht mehr der Jüngste, und dementsprechend schwer fiel ihm die Rennerei. Jetzt perlte Schweiß auf seiner Stirn, obwohl es empfindlich kalt war. Der Nachtwind fächelte in ihre Gesichter. Die Nebelschleier, die dicht über dem Boden schwebten, gerieten in wirbelnde Bewegungen.

Noch immer wurden Befehle gebrüllt, wehten Gesprächsfetzen zu ihnen her. Stimmengewirr und das heisere Kläffen der Hunde vereinten sich mit dem Wind.

Der Mob schien jetzt außerhalb des Dorfes nach ihnen zu suchen.

Dünn und seltsam fremdartig hallten die Geräusche durch die stille Nacht.

Atemlos lauschte Jane.

»Sie scheinen unsere Spur verloren zu haben«, hauchte sie nach einer Weile.

»Das glaube ich nicht«, meinte McCrady skeptisch und wiegte seinen massigen Schädel. »Sie verlieren niemals eine Spur. Denken Sie bloß

an die Hunde… Nein, nein, ich weiß schon, was das zu bedeuten hat: Sie spielen Katz und Maus mit uns!«

Jane sah zu ihm hoch, aber sie sagte nichts mehr.

Sie spürte, daß sich ihre Furcht legte. Sie war immer noch vorhanden, aber auf ein vernünftiges Maß reduziert. Zu oft schon hatte sie dem Grauen Auge in Auge gegenüber gestanden, und bisher hatte sie noch jedes Abenteuer mit einem blauen Auge überstanden. Sie war Privatdetektivin. Der Beruf allein war schon hart genug. Wenn man aber dazu auch noch mit einem Mann wie John Sinclair befreundet war, dann mußte man sich zwangsläufig damit abfinden, daß man kein geruhsames Leben führen konnte. John war Oberinspektor bei Scotland Yard. Eine Ein-Mann-Sonderabteilung, die das Böse konsequent an der Wurzel bekämpfte. Keine normalen Verbrecher, nein, sondern Dämonen, Wer-Wesen, Monster… Denn entgegen der allgemeinen Meinung rationell denkender Skeptiker und Ignoranten gab es diese Wesenheiten! Und sie wurden von Tag zu Tag einflußreicher!

Asmodis, Asmodina, Doktor Tod, der Spuk, und wie sie alle hießen – alle kannten sie nur ein Ziel: die Macht des Bösen auf Erden zu manifestieren!

John warf ihnen in schöner Regelmäßigkeit Knüppel zwischen die Beine.

Aber es war ein Kampf ohne Ende…

Und dieses Mal war sie – Zufall oder nicht – in ein ›Projekt‹ der Dämonen hineingeschlittert. John war verflixt weit weg, in London.

Sie mußte allein zusehen, wie sie klarkam.

Man sollte eben mehr Glück haben, dachte sie sarkastisch.

Aber wer sarkastisch ist, der ist okay. Sie brachte es sogar fertig, ein kleines Lächeln auf ihr bleiches Gesicht zu zaubern.

McCrady sah es. »Sie sind schon ein seltsames Mädchen«, flüsterte er anerkennend.

Sie zuckte mit den Schultern.

»Ich glaube, die Luft ist rein. Kommen Sie, Jane.«

Vorsichtig lösten sie sich aus dem Schlagschatten der kleinen Wandnische und eilten weiter.

Vorhin hatte ihr McCrady erklärt, wohin sie sich wenden mußte, falls sie voneinander getrennt wurden. Diese Gasse hier führte aus dem Dorf hinaus. Außerhalb, nur knapp 50 Yards entfernt, gab es einen schmalen Pfad, der sich bergan schlängelte. Dort oben begann der Wald, der Talkessel und Dorf wie ein natürlicher Schutzwall umgürtete.

Der Wald der Seelen!

Irgendwo dahinter lag die normale Welt! Sicherheit!

Vorsichtig huschten sie weiter. Die Dunkelheit war jetzt ihr

Verbündeter.

Die letzten windschiefen Häuser! Gedrungene Schatten, wie überdimensionale Raubtiere, die sich zum Sprung geduckt hatten

… Die spitzen Giebel stachen in den finsteren Himmel hinauf, und ihre Konturen waren mehr zu ahnen, als zu sehen.

Plötzlich war es unheimlich still. Keine Stimmen waren mehr zu hören. Kein Hundegebell. Nichts.

McCrady stoppte. Jane ebenfalls.

»Was hat das zu bedeuten?«

»Sie wollen uns verunsichern.« McCrady blickte sich sichernd nach allen Seiten um.

»Wir müssen weiter!« drängte Jane Collins.

Peter McCrady blickte sie seltsam an. Das Rot in seinen Augen flackerte intensiver. »Machen Sie sich bloß keine falschen Hoffnungen, Jane. Der Wald dort oben… Das ist die Hölle! Dagegen sind die dämonisierten Einwohner dieses verfluchten Dorfes die reinsten Unschuldslämmchen.«

»Das haben Sie mir vorhin schon einmal gesagt, Peter. Trotzdem, wir müssen es versuchen!«

»Der Wald ist verhext. Eine Brutstätte des Bösen. Ich glaube nicht, daß wir durchkommen…«

»Zum Donnerwetter, Peter, hören Sie endlich auf damit! Wenn es so aussichtslos ist, warum haben Sie mich dann befreit? Warum laufen wir dann vor den Teufeln weg, die uns im Nacken sitzen? Wir könnten genausogut hier stehenbleiben.«

McCrady holte tief Luft. »Sie haben ja recht, Jane. Entschuldigen Sie. Ich… ich habe die Nerven verloren.«

»Schon gut«, flüsterte sie rauh.

»Wohlan, wagen wir's also! Der Himmel sei uns gnädig!«

Er rannte los.

Jane folgte ihm.

Sie hetzten an den letzten Häusern vorbei, auf das weite Feld hinaus. Kein Laut war zu hören. Nichts deutete darauf hin, daß sie erwartet wurden. Vielleicht hatten die Alten ihre Suche in einen anderen Teil des Dorfes verlegt?

Je näher sie dem Abhang kamen, desto deutlicher war das Rauschen der Baumkronen zu hören.

Wie ein düsterer, gedämpfter Singsang aus zahllosen Kehlen…

Der Nebel wallte dichter. Feuchtigkeit glänzte auf Janes Gesicht.

Ein dünner Film, der sich mit dem Schweiß vermischte.

Sie verdoppelte ihre Laufgeschwindigkeit.

In ihrem weißen Kleid mußte sie weithin sichtbar sein. Ein heller Schemen in der Düsternis…

Ihre Lungen stachen. Ihr Herz hämmerte. In ihren Ohren brauste das

Blut.

Der Boden unter ihren Füßen schien zu zittern, sich zu heben und zu senken. Wie ein lebendiges Wesen. Die zähen, struppigen, taufeuchten Grasbüschel waren glitschig, machten jeden Schritt zu einem Wagnis. Wenn sie ausrutschte und hinfiel, dann…

Da passierte es!

Hinter ihr wurden Schreie laut! Weithin gellende, triumphierende Schreie!

»Da sind sie!«

»Packt sie!«

***

»Es war ein herrlicher Abend, John. Vielen Dank!«

Glenda Perkins sagte das in einer Art und Weise, daß mir gleichzeitig heiß und kalt wurde. Dann stellte sie sich auf die Zehenspitzen und hauchte mir einen süßen kleinen Kuß auf die Wange, und der brachte mein ohnehin schon angeschlagenes Gefühlsleben noch mehr durcheinander.

Sanft, aber bestimmt schob ich sie auf Distanz und meinte betont harmlos: »Lassen Sie's gut sein, Glenda. Das war doch schon längst einmal fällig. Außerdem ist der Abend noch nicht vorbei. Ich bringe Sie jetzt nach Hause, damit Sie morgen wieder fit sind. Sie wissen ja: Unser ehrenwerter Sir James legt sehr großen Wert auf ausgeschlafene Mitarbeiter.«

Sie erwiderte mein Lächeln. »Zu Befehl, Oberinspektor!«

Ich schlug meinen Mantelkragen hoch, legte meinen Arm um Glendas Supertaille, und sodann überquerten wir die Straße.

Es regnete. Wieder einmal. Das Londoner Wetter, typisch. Es mußte seinem schlechten Ruf alle Ehre machen. Fragt sich nur, warum.

Der Asphalt glänzte wie gelackt. Die Neonreklamen spiegelten sich darin. Bizarre, rasch wechselnde Farbkleckse. Das erinnerte mich an meinen letzten Auftrag. Er führte mich in die glitzernde Eisriesenwelt des österreichischen Dachstein. Eisvampire hatten uns auf den Plan gerufen, und wir hatten unsere Last mit ihnen.

Ich hatte den Bentley in einer abgelegenen Seitenstraße parken müssen. Jonnies Restaurant, in das ich Glenda ausgeführt hatte, lag im Herzen Sohos, ganz in der Nähe der berühmten Carnaby Street, und man konnte meinen, daß ausgerechnet heute abend ganz London beschlossen hatte, sich dort zu treffen. Vor dem Restaurant hatte es keinen Parkplatz mehr gegeben. Unseren Tisch mußten wir uns regelrecht freikämpfen. Und das, obwohl ich ihn rechtzeitig hatte reservieren lassen.

Glenda strich sich eine widerspenstige schwarze Haarsträhne aus dem Gesicht und sah mich an.

»Wissen Sie was, John… Ich bin richtig froh, daß heute nichts passiert ist.«

»Nichts passiert?«

»Naja, ich meine… Es ist schließlich nicht ganz ungefährlich, mit Ihnen auszugehen.«

»Meine liebe Glenda«, versetzte ich übertrieben steif. »Sie sind sich hoffentlich darüber im klaren, wie zweideutig sich das anhört!«

Vorwurfsvoll schüttelte ich den Kopf.

»Vielleicht war das sogar beabsichtigt!«

»Hmmm. Nun ja.« Ein besserer Kommentar fiel mir momentan wirklich nicht ein.

Eins zu null für sie. Aber ich wußte trotzdem, wie sie es gemeint hatte. Es war noch gar nicht so lange her, da hatte sie mich gebeten, sie zu einer Gemäldeausstellung von Golo Gulerian zu begleiten.

Ich tat ihr den Gefallen. Außerdem wurde Gulerian von den Vertretern der sogenannten Fachwelt als zweiter Hieronymus Bosch gepriesen, und somit interessierte er mich irgendwie auch.

Nun, Glenda und ich hatten Gulerian kennengelernt. Von seiner schlechtesten Seite. Als Monster. Nur mit knapper Not hatten wir ihn schlußendlich ausschalten können.

Kein Wunder, daß Glenda drauf anspielte. Das Erlebnis machte ihr immer noch zu schaffen.

»Auf jeden Fall: Heute passiert nichts«, erklärte ich im Brustton der Überzeugung, und hoffte, daß ich nicht zu viel versprach. Dämonen schlafen niemals. Unablässig sind sie aktiv. Darüber hinaus hatten sie es auf mich abgesehen. Auf ihrer schwarzen Liste stand mein Name ganz oben. Kein sehr angenehmes Gefühl, das zu wissen, aber ich hatte mich daran gewöhnen müssen.

Unwillkürlich atmete ich durch. Glendas dezentes Parfüm kitzelte mir in der Nase. Dazu ihre Nähe. Trotz des Trenchcoats spürte ich ihren geschmeidigen Körper viel zu deutlich.

Meine Gedanken machten sich dennoch selbständig. In den letzten Wochen hatte sich die Horror-Szene gewaltig verändert.

Der Schwarze Tod existierte nicht mehr. Diese Tatsache stand auf der Habenseite der Bilanz. Leider gab es auf der Sollseite gleich mehrere Eintragungen, und jede einzelne wies ein geradezu teuflisches Gewicht auf.

Asmodina, die Tochter des Teufels, hatte die Stelle des Schwarzen Tods eingenommen.

Und sie hatte dafür gesorgt, daß Doktor Tod, einer meiner schlimmsten Gegner von einst, aus dem Reich des Spuks entlassen worden war. Er war auferstanden, und lebte nun im Körper eines Mafioso, Solo Morasso.

Ich brauchte keine hellseherischen Fähigkeiten, um zu wissen, daß er

mir noch allerhand Schwierigkeiten machen würde. Erste Kostproben hatte ich ja schon erhalten.

Und abgesehen davon waren die rangniederen Dämonen aktiver denn je.

Keine ruhigen Zeiten für einen Geisterjäger.

»An was denken Sie, John?« fragte Glenda unvermittelt. Ihre Stimme klang dunkel und sanft.

Es fiel mir schon schwer, in ihrer Gegenwart nur unverbindlich höflich und nett zu sein.

Aber da gab es schließlich Jane Collins und gewisse Prinzipien.

Eines davon war, daß ich Jane mächtig gerne hatte und nicht verlieren wollte. Jeder Mann muß sich, glaube ich, irgendwann einmal entscheiden. Ich habe das getan. Für Jane.

Sicher, ich mochte Glenda, aber sie war und blieb meine Sekretärin. Nicht mehr, nicht weniger.

Einen Augenblick lang sah ich Jane vor meinem geistigen Auge

… Lächelnd, hübsch, die langen Blondhaare zerzaust. Ich freute mich auf das Wiedersehen. Momentan war sie in einer geschäftlichen Angelegenheit in Gorlochny, aber wenn alles glattging, war sie morgen wieder in good old London. Und dann war eine prächtige Wiedersehensfeier fällig.

Nein, ich bereute meinen Entschluß nicht.

Ich räusperte mich, um die lange Pause zu überspielen. »Ich – ich dachte an den Käsekuchen. Der liegt mir mächtig schwer im Magen«, schwindelte ich. Ich wollte Glenda nicht die gute Laune verderben.

Aber sie schien mich doch zu durchschauen. Sie verzog ihr hübsches Gesicht und sah mich an. »John! Jetzt nehmen Sie mich aber auf den Arm!«

Ich seufzte melodramatisch und sagte nichts. Manchmal sind Worte einfach überflüssig.

Schweigend marschierten wir durch den Nieselregen, der wie ein feiner Schleier vom Himmel fiel. Nebelschwaden tanzten über dem Boden, zerfaserte unter unseren Schritten. In der Ferne wurde ein Hupkonzert laut, dann war es wieder still.

Unnatürlich still, denn es war erst knapp 23.00 Uhr. Normalerweise lebte da die Millionenstadt London noch einmal so richtig auf. Und Soho sowieso.

Unsere Schritte hallten von den Hauswänden wider. Die Häuser wirkten dreckig, verwahrlost. Überall Verfall. Der Verputz saß nur an einigen wenigen Stellen noch dort, wohin er gehörte. Die Regenrinnen waren verrostet und löchrig wie ein Schweizer Käse. Abbruchreife Wohnsilos, wohin man blickte. Das hier war bereits die Welt hinter der Glitzerfassade. Sohos zweites und erbärmliches Gesicht. Die Welt zweiter Wahl. Die Realität hinter der Realität.

Eine Welt, vor der leider viel zu viele Leute die Augen verschlossen.
Sie kamen nach Soho, um sich zu vergnügen, abzuschalten. Meist als Touristen. Sie schienen den vordergründig als verrucht und interessant präsentierten Stadtteil Londons ganz großartig zu finden und überschwemmten die engen Straßen und Gassen regelrecht.
Das wiederum ließ den Nepp aufblühen.
Die guten Lokale verschwanden aus Soho. Eines der jüngsten Beispiele war Jonnies Restaurant. Das war früher anders geführt worden.
»John!«
In Glendas Stimme vibrierte ein seltsamer Ton. Angst. Unsicherheit.
Ich sah hoch. Ein paar Yards voraus funktionierten die Straßenlaternen nicht mehr. Die Dunkelheit lastete dort wie eine Wattewand.
Irgendwo dahinter mußte mein Silbergrauer stehen.
»John, ich glaube, da vorne hat sich etwas bewegt«, hauchte Glenda.
Sie täuschte sich nicht.
Ich sah die wimmelnden, huschenden, blitzschnellen Bewegungen ebenfalls.
Und dann überstürzten sich die Ereignisse!
Wir wurden angegriffen!

***

Sie schienen aus dem Nichts zu kommen!
Überall vor und neben uns tauchten sie auf. Fünf oder sechs vermummte Gestalten. Sie ließen nichts anbrennen. Augenblicklich schlugen sie zu. Glenda wurde beiseite gerissen.
Ich hatte keine Zeit, mich um sie zu kümmern. Ich riß meine Fäuste hoch, blockte die ersten beiden Schläge mit Mühe und Not ab. Die Wucht einer Dampfwalze steckte dahinter. Ich wurde zurückgeworfen und hatte Gelegenheit, mich über mich selbst zu ärgern. Ich hatte die Beretta in meinem Einsatz-Koffer im Bentley gelassen! Nur das silberne Kruzifix trug ich um den Hals. Aber das half mir im Moment herzlich wenig!
Ein dunkler Körper schoß auf mich zu. Ich wich aus, schlug zu.
Das brachte mir etwas Freiraum ein. Die nächste Gerade feuerte ich ab. Ich traf irgend etwas. Eine nachgiebige, schwammige Masse.
Ekel schnürte mir die Kehle zu.
Dann hatten sie mich. Einer kam von hinten. Ich fühlte mich hochgerissen. Die Welt überschlug sich plötzlich.
Im nächsten Augenblick lag ich auf dem dreckigen, schmierigen Asphalt. Ein höllischer Schmerz raste durch meine Lungen.
»Nehmt das Mädchen! Schnell!«
»Die Priesterin wird sich freuen!«

»Schnauze!«
»Beeilt euch!«
Glenda Perkins schrie gellend. Dann brach ihr Schrei abrupt ab, wie abgeschnitten.
Das alles bekam ich mit. Ich rollte mich beiseite, entging einem gemeinen Fußtritt und stand wieder auf den Füßen. Ein fürchterlicher Hieb traf mich an der Schulter. Himmel, waren die Kerle denn überall? Sie schienen in der Dunkelheit sehen zu können. Rote Augen leuchteten diabolisch.
Rote Augen?
Das waren keine normalen Gegner! Keinen Straßenrowdys, die sich einen derben Scherz mit uns erlaubten, oder einfach ihre Aggressionen austoben wollten.
Dennoch kämpften sie mit den Fäusten… Und – sie schienen mich nicht umbringen zu wollen.
Das kapierte ich nicht. Und Zeit, länger darüber nachzudenken, hatte ich nicht.
Der glühende Schmerz, der in meiner Schulter wühlte, machte mich langsamer, als mir lieb war.
Wieder mußte ich einen Schlag einstecken. Ein ganzes Schmerzfeuerwerk explodierte in meinem Schädel. Plötzlich wogte ein düsterer Grauschleier vor meinen Augen. Ich bekam Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht. Wie ein Tanzbär schwankte ich.
»Der hat genug!« zischte eine häßliche Stimme. Sie brannte sich in meine Erinnerung ein.
»Glaube ich nicht. Der Kerl ist hart im Nehmen!«
Wieder zuckte eine Pranke auf mich zu. Ich federte zur Seite, bekam sie am Handgelenk zu fassen. Purer Zufall! Aber ich packte zu, umschloß das schwammige, feuchtkalte Handgelenk und riß daran.
Der Schwarzgekleidete schoß auf mich zu. Ich trümmerte ihm meine Rechte in die schwarze Fläche, in der sein Gesicht hätte sitzen sollen.
Es knallte dumpf, dann ging der Kerl zu Boden.
Kein Schmerzenslaut.
Nichts.
Die anderen stürzten sich auf mich. Wie Schatten waren sie. Nirgends und doch allgegenwärtig.
Meine Chancen standen schlecht.
Wieder schrie Glenda. Ich riß meinen Schädel herum, sah zwei Schemen, die ein sich windendes, zappelndes, beißendes und kratzendes Bündel wegschleppten, und federte vorwärts. Aber ich kam nicht weit. Die Vermummten waren wie eine Wand.
Irgend jemand kickte mir die Füße unter dem Leib weg. Zum zweitenmal ging ich zu Boden. Und diesmal kam ich ziemlich unglücklich auf. Meine Ellenbogen schienen zu splittern. Meinen

Mantel und den Anzug konnte ich getrost auf den Restwert abschreiben. Die beiden brachte keine Reinigung mehr hin.

Aber das waren meine geringsten Sorgen.

Jetzt prasselten die Schläge und Tritte wie ein wütender Regen auf mich herunter. Ich riß die Hände vors Gesicht, krümmte mich zusammen, um wenigstens den gemeinsten Hieben zu entgehen.

Es wurde hart.

Verdammt hart.

Die Kerle verstanden ihr Handwerk. Aber irgendwie packte ich es doch, nicht ohnmächtig zu werden. Ich wehrte mich. Verteilte Tritte und Schläge. Obwohl ich wußte, daß ich ihnen damit nicht imponieren konnte. Sie hatten mich am Boden. Und sie waren in der Überzahl.

Irgendwann war es vorbei.

Sie ließen mich liegen und hetzten davon. So geisterhaft schnell, wie sie aufgetaucht waren, waren sie auch wieder verschwunden.

Und Glenda Perkins hatten sie mitgenommen.

Nur die Gewißheit pulste in meinem Kopf. Die Tatsache, daß ich das Mädchen nicht hatte beschützen können. Wie ein Anfänger war ich in die Falle getappt. Die kaputten Laternen. Die Stille. Ich hätte es rechtzeitig merken müssen. Das kommt davon, wenn man zuviel grübelt! sagte ich mir und zerquetschte einen ziemlich kernigen Fluch zwischen den Zähnen.

Rasselnd atmete ich. Das Riesengebirge schien auf mir zu liegen.

Mein ganzer Körper schien in Feuer gebadet worden zu sein.

Eine elegante Umschreibung für das, was sie mit mir angestellt hatten.

Ich atmete tief ein und wälzte mich auf den Rücken. Das kostete mich schon eine gewaltige Anstrengung. Über mir war der düstere Nachthimmel aufgerissen. Ein paar Sterne ließen sich sehen. Sie schimmerten und glänzten wie Juwelen auf schwarzem Samt. Der Mond hatte sich vollkommen hinter die Wolkenfetzen verzogen.

Ich richtete mich auf.

Glenda! Nur an sie konnte ich denken. Was hatten sie mit ihr vor? Warum ausgerechnet sie? Warum hatten sie nicht mich genommen?

Und überhaupt: Was waren das für Kerle?

Die roten Augen…

Nun, vielleicht ein Bluff. Vielleicht nur Maskerade.

Wie aus weiter Ferne hörte ich schlurfende Schritte.

Ich mühte mich vollends auf die Füße. Ich mußte Glenda helfen.

Zeit, meine Wunden zu lecken, blieb mir nicht. Ich hatte ohnehin schon zu viele Punkte an den Gegner abgeben müssen.

Ich schaffte es, aufrecht zu stehen. Da sah ich die kleine, unscheinbare Gestalt, die sich mir näherte. Zögernd, wie mir schien.

»Ich – ich hab' sie gesehen«, erklärte mir der kleine Mann aufgeregt. Seine mächtige Knollennase glühte. Der Fünf-Tage-Bart zitterte. Die großen, glänzenden Augen flackerten in einem unsteten Licht.

Die Alkohol-Aura, die er um sich herum verbreitete, roch ich sogar auf die Distanz. Der gute Bursche, der da vor mir stand und mich jetzt erwartungsvoll anstarrte, hatte so vollgetankt wie ein Jumbo-Jet vor dem Start.

Aber ich dachte nicht daran, wählerisch zu sein.

»Was haben Sie gesehen?«

»Die Kerle natürlich, die Sie und das Girl überfallen haben, ja, die hab ich gesehen. Sie sind in die Richtung abgehauen. Klar, da hinten haben sie nämlich ihren Rolls abgestellt. Vorhin… ja, irgendwo da hinten.« Er zeigte die Gasse hinunter. »Zeiten sind das heutzutage …« Er schüttelte den Kopf. Das schien ihm nicht zu bekommen. Er schwankte plötzlich wie ein Schilfrohr im Sturm.

Ich stützte ihn.

Gleichwohl aber hatte ich es auch eilig, weiterzukommen. Die Geschichte mit dem Rolls Royce konnte ich zwar nicht so recht für bare Münze nehmen, trotzdem…

Er hielt mich zurück. »Danke, Sir«, brummte er. »Wissen Sie, die Kerle haben die Lampen kaputt gemacht. Das hab' ich gesehen. Da dachte ich mir: Billy, bleib mal in der Nähe und paß auf. Jawohl.«

»Sie hätten uns warnen können!«

Der Stadtstreicher zuckte zusammen.

Wie eine Nonne, der man einen unanständigen Witz erzählt.

»Warnen? Uff, da bin ich gar nicht drauf gekommen.« Er hob die schmächtigen Schultern. »Der Suff… Da denkt man nicht mehr daran, den Helden zu spielen.«

»Wenigstens sind Sie ehrlich«, sagte ich und rannte los.

Die Kerle, die Glenda entführt hatten, hatten bereits einen zu großen Vorsprung. Ob mit oder ohne Rolls Royce. Nur daran dachte ich. Und daß ich es trotzdem irgendwie schaffen mußte, sie aufzuspüren. So schnell wie möglich.

Aber das war einfacher gesagt als getan.

Von den Burschen fehlte jede Spur. Die schmale Straße lag dunkel und leblos vor mir. Keine Spaziergänger. Nichts. Dafür aber regnete es jetzt stärker. Meine Kleider klebten mir auf der Haut.

Ich spurtete die Gasse entlang, so schnell ich konnte. Es war nicht schnell genug.

Jeden einzelnen Knochen spürte ich in meinem Leib. Glühendheiße Schauer rieselten in raschem Wechsel mit eisigkalten über mein Rückgrat. Und diesmal nicht Glendas Nähe wegen. Leider. Ich fühlte mich, als wäre ich durch einen Fleischwolf gedreht worden.

Ich wechselte auf die andere Straßenseite. Auf der langen Reihe der

an den Gehsteigen parkenden Wagen glitzerten Regentropfen.

Aus einem Gully quollen Dampfwolken.

Dann hatte ich meinen Bentley erreicht. Ich schloß auf, ließ mich hineinfallen und startete. Der Motor kam sofort. Ich fuhr los.

Einen Augenblick lang spielte ich mit dem Gedanken, die Kollegen vom Yard einzuspannen. Ringfahndung. Verkehrskontrolle. Ausschau nach einem Rolls Royce mit fünf Männern und einer jungen Frau. Glenda Perkins.

Ich ließ es bleiben.

Die Lichtkegel schnitten in die neblige Dunkelheit. Was jetzt? fragte ich mich. Zugegeben, momentan war ich mit meinem Latein ziemlich am Ende.

Meine Finger trommelten ungeduldig auf das Lenkrad. An der nächsten Kreuzung mußte ich halten. Hier pulsierte wieder das Leben. Ich tippte auf die Bremse und ließ den Verkehr an mir vorbeifließen. Richtung Piccadilly Circus jaulte eine Sirene los.

Ich fuhr an, blinkte und bog rechts ab. Vielleicht steckten die Burschen noch irgendwo im Gewirr der engen Gassen und Seitenstraßen. Vielleicht hatte ich ausnahmsweise einmal mehr Glück als Verstand.

In Sohos Herzen herrschte heute jedenfalls kaum Verkehr. Kein Wunder, wenn sich die Leute ausnahmslos in den Kneipen, Strip-Bars und Peep-Shows aufhielten, dachte ich sarkastisch.

Und dann dachte ich schon wieder an Glenda.

Was mochten die Kerle mit ihr vorhaben? Warum ausgerechnet sie? Um mich mit ihr zu erpressen? Aber das war Unsinn. Schließlich hatten sie mich am Boden. Es wäre ihnen ein Leichtes gewesen, mich für alle Zeiten unter die Erde zu bringen.

Immer vorausgesetzt, daß die Vermummten mit den Dämonen der Schwarzen Familie Asmodis zu schaffen hatten.

Ich wußte nicht so recht, ob das der Fall war.

Aber – was wußte ich überhaupt von ihnen? Nichts. Nur daß sie verdammte rote Froschaugen hatten, in der Dunkelheit sehen und harte Schläge austeilen konnten. In der Pflichtkür jedenfalls erinnerten sie mich an Rocker.

Ich fuhr langsam. Aufmerksam ließ ich meine Blicke schweifen.

Und dabei wußte ich nicht einmal definitiv, wonach ich Ausschau hielt. Nach einem Rolls?

Die nächsten 20 Minuten war ich vollauf damit beschäftigt, kreuz und quer durch Soho zu kurven. Mit jeder Sekunde, die verging, wurde ich nervöser.

Wenn Glenda wirklich entführt worden war, weil irgend eine verdammte Bande für irgend ein verdammtes Spiel ein Mädchen brauchte…

Einer der Vermummten hatte von einer Priesterin gesprochen.
Eine Sekte?
Ich würgte den Gedanken ab und biß die Zähne zusammen. Mein Gesicht verkantete sich. Die Narbe auf meiner rechten Wange brannte.
Irgendwann geriet ich in eine Gegend, in der die Stadtlandschaft noch lädierter, noch dreckiger, menschenunwürdiger und ausgestorbener war als in jener Seitenstraße in der Nähe von Jonnies Restaurant.
Umgestürzte Mülltonnen und Dreckhaufen auf den Gehsteigen.
Zeitungsfetzen in der Gosse. Und nirgends eine Menschenseele zu sehen. In diesem Viertel schien das Ende der Zeiten angebrochen zu sein. Als Jagdgrund war das nicht einmal mehr für das lichtscheue Gesindel der untersten Kategorie interessant.
Trotzdem stach mir plötzlich ein Eissplitter ins Herz! Meine Nackenhärchen richteten sich auf.
Ein paar Yards voraus. Linkerhand.
Das paßte einfach nicht!
Ein Trümmergrundstück. Ziemlich weit im Hintergrund, nur als gewaltiger, bizarrer Schemen vor dem wolkenverhangenen Nachthimmel zu erkennen, die Ruine eines Wohnhauses. Und in einem der oberen Stockwerke war für die Dauer eines Herzschlags ein flackerndes Licht zu sehen gewesen.
Das wäre immer noch irgendwie zu erklären gewesen. Der Unterschlupf einiger Stadtstreicher oder Junkies. Oder ganz einfach das Quartier einiger streunender Jugendlicher. Nach wie vor zog die Metropole London eine Menge junger Leute an, die noch immer den Traum von den goldenen Zeiten der Blumenkinder träumten.
Dabei war die große Zeit der Frieden propagierenden Hippies schon lange vorbei. Abgelöst von Punkern und Terror-Jüngern.
Nicht zu erklären aber war der Rolls Royce, der auf dem Trümmergrundstück abgestellt war. Und zwar so, daß man ihn eigentlich nur bei genauem Hinsehen entdecken konnte.
Eine hohe, rechts stufenweise abgetragene Backsteinmauer tarnte ihn recht gut.
Ich sah nur einen Teil der wuchtigen Schnauze. Die schwarze Karosserie glänzte.
In meinem Schädel rastete etwas ein. Also hatte der kleine Mann doch richtig gesehen. Trotz des Nebels in seinem Schädel. Beachtlich.
Ich stellte den Bentley hin. Jetzt erst angelte ich mir meinen Spezialkoffer heran und öffnete ihn. Die Beretta und den silbernen Dolch nahm ich an mich.
Zum Abendessen mit Glenda hatte ich die Waffen nicht mitgenommen. Wider besseres Wissen hatte ich das Schicksal mit meinem offen zur Schau getragenen Optimismus beeinflussen wollen.

Das war in die Hose gegangen.
Ich ärgerte mich.
Vielleicht wäre alles ganz anders gekommen, wenn ich die Beretta bei mir getragen hätte…
Aber daran war jetzt nichts mehr zu drehen. Ich mußte zusehen, daß ich die verlorenen Punkte zurückgewann.
Eine Sekunde später war ich unterwegs. Den Mantel ließ ich im Wagen zurück. Er hätte mich nur in meiner Bewegungsfreiheit eingeschränkt.
Ich tauchte in die Dunkelheit ein und hetzte zu der Hausruine hinüber.
Ich wagte nicht, daran zu denken, was mit Glenda geschehen würde, wenn sich das Ganze als ein Schlag ins Wasser herausstellte.
Wenn dort drüben tatsächlich nur ein paar verrückte Jungens herumgeisterten.
Wenn der Rolls zufällig hier stand.
Wenn die Entführer und Glenda ganz woanders steckten.
Meine Nerven waren wie Drahtseile angespannt und vibrierten.
In meiner Magengrube breitete sich ein unangenehmes Gefühl aus.
Ich mußte höllisch aufpassen, wohin ich trat. Der Boden war uneben und mit großen und kleinen Schutthaufen übersät. Dazwischen lagen rostige Gitter, die man früher wohl als Absperrung aufgestellt hatte.
Ich hütete mich, ein Geräusch zu verursachen. Manchmal war es trotzdem nicht zu vermeiden. Aber gleichsam hoffte ich, daß das monotone Geräusch des strömenden Regens jeden anderen Laut schluckte.
Bis auf knapp fünf Yards kam ich an die Ruine heran. Sechs Stockwerke hoch ragte sie auf. Jetzt zog ich die Beretta. Ich dachte nicht daran, mich ein zweites Mal überraschen zu lassen.
Vorsichtig, jede Deckung ausnutzend, pirschte ich näher.
Meine Blicke hefteten sich förmlich auf den dunkel gähnenden Eingang in der Mauerfront. Rechts davon war die Fassade zertrümmert. Es sah aus, als sei das Haus von oben nach unten von einer Titanenfaust aufgerissen worden.
Links von der Tür gab es keine derartigen Zerstörungen. Lediglich die Fensterscheiben waren zertrümmert und vereinzelt mit Brettern vernagelt worden.
Ich fragte mich unwillkürlich, warum man die Abbrucharbeiten eingestellt hatte. Das Gebäude wirkte brüchig, porös, so, als würde es allein vom Dreck der vielen Jahre, die es auf dem Buckel hatte, zusammengehalten. Außerdem war es eine Gefahr für spielende Kinder.
Irgendwo knarrte eine Tür in rostigen Scharnieren.
Ich zuckte zusammen, preßte mich in den Schatten einer rostigen

Betonmischmaschine.

Unbarmherzig rauschte der Regen herunter. Ich war völlig durchnäßt. Aber nach den Prügeln, die ich bezogen hatte, tat das sogar irgendwie gut. Ich fror nicht einmal.

Ich verzog mein Gesicht.

Da sah ich die beiden Schemen!

Sie kamen aus der Ruine. Den Kopf zwischen die Schultern gezogen, rannten sie los. Einer fluchte. Und die Stimme kannte ich. Unter Hunderten hätte ich sie erkannt.

Na warte, dachte ich grimmig.

Die beiden Vermummten rannten direkt auf mich zu…

***

Sie kamen!

Jane sah, wie sie sich aus den Schatten der Häuser schälten und loshetzten. Lautlos! Geschmeidig! Tödlich!

»Sind Sie verrückt, Jane?« fauchte McCrady. »Auf was warten Sie denn?«

Er riß sie mit sich.

Jane schüttelte seine Hand ab. McCrady fluchte. Er übernahm wieder die Führung.

Jane rannte ihm nach. Sie lief so schnell, wie sie noch nie zuvor in ihrem Leben gerannt war. Den hechelnden Atem der unheimlichen Verfolger glaubte sie schon in ihrem Genick zu spüren. Aber das war Unsinn. Noch waren die Alten gut und gerne 30 Yards entfernt…

Ihre haßerfüllten Schreie gellten durch die Nacht. Das Kläffen der Hunde steigerte sich.

Jane wußte, was das zu bedeuten hatte. Die Alten hatten sie freigegeben!

Die Hunde jagten heran, pfeilschnelle Bestien, die keine Gnade kannten.

Sie rannte, rannte, rannte…

Den Abhang hinauf. McCrady keuchte. Er wurde langsamer. Jane holte ihn ein. Seite an Seite rannten sie weiter. Vorgebeugt, sich mit den Händen abstützend, verzweifelt darum bemüht, kein allzu deutliches Ziel abzugeben.

Es war sinnlos. Natürlich. Die Hunde vertrauten nur ihrem Geruchssinn…

Rasendschnell hetzten sie hinter ihnen her. Ihre Läufe wirbelten.

Jane brauchte gar nicht hinzusehen, um das zu wissen. Ihre Zähne knirschten aufeinander. Ihre Hände ballten sich zu Fäusten.

Geröll lockerte sich, rieselte talwärts. Jane glitt aus, rutschte, fing sich wieder. Nebel zerfaserte ringsum, sank zu Boden. Mit einem würgenden Krächzlaut hetzte Jane weiter. Ihre Lungen schienen von

glühenden Nadeln malträtiert zu werden. Verzweifelt versuchte sie, den Schmerz zu ignorieren.

Erneut stürzte sie.

Diesmal blieb sie zwei Sekunden lang liegen. Ihr erhitztes Gesicht preßte sie auf den feuchten Boden. Dann hatte sie wieder genügend Kräfte gesammelt, um sich hochreißen zu können.

McCrady hatte diesmal nicht angehalten. Jane verübelte es ihm nicht einmal. Er wollte nicht sterben, denn sein eigenes Leben war ihm wichtiger.

Die Schreie hinter ihnen verebbten. Die Alten und die Dämonenpriester konzentrierten sich ganz auf ihr Wild. Auf die tödliche Jagd.

Jane warf einen kurzen Blick über ihre Schulter zurück.

Ihr Herz setzte einen Schlag aus! Ganz dicht hinter ihr stürzte ein übergroßer Schemen heran. Ein Hund!

Hechelnd atmete er. Geifer flockte vor seinen entblößten Reißzähnen!

Aufkeuchend warf sich Jane beiseite, als der Köter sprang. Er verfehlte sie, kam unglücklich auf und rutschte hangabwärts. Ein hungriges Knurren brodelte aus seiner Kehle.

»Weg, Jane!« brüllte Peter McCrady über ihr.

Augenblicklich kam sie dem Befehl nach. Sie stürzte seitwärts weg und hastete weiter. Höher hinauf… Zur Ebene hinauf, dorthin, wo der Seelenwald begann. McCrady riß einen bizarr gezackten Gegenstand mit beiden Händen über seinen Kopf. Dann schleuderte er ihn.

Der Hund jaulte auf.

Wie von einer Riesenfaust getroffen, kugelte er in die Tiefe und riß seine nachfolgenden Artgenossen mit sich.

»Los, hierher, Jane!«

Noch zwei Yards, dann hatte sie es geschafft. Jane warf sich vorwärts. Mit letzter Kraft bekam sie den moosüberwucherten, zottigen Überhang zu packen, zog sich hoch, riß den linken Fuß hoch… Und wälzte sich auf ebenen Boden.

Ein eiskalter Hauch fegte vom Waldrand her…

McCrady zerrte sie auf die Füße. »Weiter!« krächzte er. Irgend etwas schien ihm neue Kräfte gegeben zu haben.

Sie erreichten den Waldrand, warfen sich regelrecht in die Schatten hinein. Gestrüpp strich über ihre Gesichter, über Janes weißes Kleid. Mit häßlichem Geräusch riß der Stoff. Dornige Ranken zuckten scheinbar aus dem Nichts heran und krallten sich an Jane fest. Sie riß sich los und spürte keinen Schmerz, nichts.

Hinter ihnen wurde ein gequältes Winseln laut. Dann folgte ein gellendes, schmerzerfülltes Jaulen.

McCrady stoppte, wandte sich um. »Die Köter spüren es, Jane…«

Sie wußte, worauf er anspielte.
Der Wald der Seelen… Das Böse, das hier lauerte. Tiere besaßen jenen Instinkt, der sie davor warnte.
Warum fürchteten sie sich dann nicht auch vor ihren eigenen Herren? Vor den dämonisierten Männern und den Priestern, die sie auf den schwarzen Altar gebunden hatten? überlegte sie.
Eine Antwort darauf fiel ihr nicht ein. Sie legte auch keinen großen Wert darauf.
Sie eilten weiter.
Tiefer und tiefer in den Wald hinein. Es war kalt. Ein unwirkliches Rauschen und Heulen und Säuseln umgab sie. Tausend gefangene Seelen schienen ihre Pein hinauszuschreien…
Unnatürlich laut waren ihre hastenden Schritte zu hören. Der verrottende Teppich aus Tannennadeln, Blättern, nassen, morschen Ästen federte unter ihren Füßen.
Ein eigentümlicher Geruch lag in der Luft. Modergeruch!
Süßlich und schwer und bedrückend setzte er sich in ihrer Nase fest.
Sie rannten immer noch.
Die Bäume standen dichter. Man konnte kaum die Hand vor Augen sehen. Das schwarze, düsterblaue Licht der vereinzelt am Nachthimmel stehenden Sterne drang nur schwerlich bis auf den Waldboden herunter.
Das Stechen in Janes Lungen wurde unerträglich. Das Blut hämmerte wie verrückt in ihren Schläfen.
Sie stolperte.
Ein Stein, oder eine Luftwurzel…
Hart krachte Jane zu Boden. Benommen blieb sie liegen. Ihre Finger krallten sich in die feuchtkalte, duftende Erde.
Sie zitterte am ganzen Leib. Ihre Füße brannten, als wäre sie durch Feuer gelaufen.
Der Schweiß perlte über ihr Gesicht, in ihre Augen. Er war wie Salzsäure.
Jane pumpte Luft in ihre Lungen, krampfartig hob und senkte sich ihre Brust.
Irgendwann war das Hämmern in ihrem Schädel verschwunden.
Irgendwann hörte sie die Stille.
Stille!
Totale Stille!
Sie konnte es kaum fassen. Mit einem erstickten Schluchzen wälzte sie sich herum. Ihre Augen nahmen den unförmigen Schatten wahr, der nur einen Schritt von ihr entfernt lag. Ein Schatten, der sich bewegte.
Peter McCrady.
Er war ebenfalls am Ende seiner Kräfte. Aber er schien zu spüren,

daß sie ihn anstarrte, und so richtete er sich auf, stützte sich mit den Ellenbogen ab.

»Es… es sieht so aus«, keuchte er kurzatmig, »als ob wir die erste Runde dieses verdammten Spiels gewonnen hätten, Jane. Wir sind den Alten entkommen. In diesen Wald trauen sie sich nicht herein.«

Er schwieg. Nur sein rasselnder Atem war zu hören.

»Warum nicht, Peter? Sie sind Dämonen. Nur ihre Körper sind noch menschlich. Menschliche Hüllen… Warum fürchten sie sich vor dem Wald, dem sie Opfer darbringen?«

»Oh, sie fürchten ihn keineswegs«, erwiderte er sarkastisch. »Es ist ihnen verboten worden. Nur den Dämonenpriestern ist es erlaubt, den Seelenwald zu betreten. Das ist Asmodinas Wille.«

Verständnislos schüttelte Jane den Kopf. »Und Sie können mir nicht sagen, wozu das alles gut sein soll? Weshalb werden diesem Wald überhaupt Menschenopfer dargebracht? Weshalb darf er nur von einigen auserwählten Dämonenpriestern betreten werden? Peter, – das ergibt doch alles keinen Sinn!«

»Ich muß Sie enttäuschen, Jane. Ich weiß auch viel zu wenig. Der Dämon in meinem Schädel hütet das Wissen gut… Selbst jetzt, in diesem Augenblick. Obwohl ich momentan Herr meiner selbst bin. Ich weiß eigentlich nur, daß dies alles ein gewaltiges Projekt der Schwarzblütigen ist. Der Schwarze Tod höchstpersönlich soll es in Angriff genommen haben.«

»Der Schwarze Tod existiert nicht mehr!«

»Ja, das ist mir bekannt. Natürlich. Deshalb hat ja auch die Tochter des Teufels die Fortführung des Projekts übernommen. Und sie ist noch schlimmer als der Schwarze Tod, noch viel schlimmer, glauben Sie mir. Sie drängt zur Eile. Immer wieder tauchte sie in den letzten Wochen auf und verlangte, daß dem Wald mehr Menschenopfer dargebracht werden. Und die Dämonenpriester und die Alten führen ihre Befehle aus. Sehr gewissenhaft.«

Jane ließ sich Peter McCradys Worte durch den Kopf gehen. Zwischendurch horchte sie immer wieder in die Finsternis hinein. Alles blieb still. Nicht einmal mehr das düstere Rauschen der Baumkronen war mehr zu hören. Windstille, sagte sie sich. Alles hat eine ganz natürliche Erklärung.

Aber stimmte das?

Die Unruhe in ihr wuchs. Unterschwellig, tief in ihrem Herzen.

Sie räusperte sich, wandte sich wieder an McCrady. »Und – wissen Sie, ob sich bereits eine Reaktion, ein Ergebnis eingestellt hat? Ich meine, gibt es irgendwelche Anzeichen dafür, daß die Opfer etwas bewirken?«

»Dieser Wald ist das beste Anzeichen dafür«, versetzte er düster.

»Er lebt! Er ist eine Wesenheit des Bösen! Ich sagte es Ihnen bereits.

Jane, das ist nicht irgend ein gewöhnlicher Wald, das ist der Seelenwald, begreifen Sie doch! Er ist eine Brutstätte des Bösen, die Hölle!«

Als würden ihn erst diese Worte wieder daran erinnern, wo er sich aufhielt, sah er sich um. Ängstlich. Gehetzt.

»Wir sollten weitergehen, solange wir das noch können«, schlug er unvermittelt vor.

Jane atmete tief durch, dann nickte sie. Sie sah ein, daß aus McCrady nicht mehr herauszubekommen war. Später vielleicht.

Trotzdem: Seine Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt.

Die Angst war wieder da. Eine Skeletthand schien ihr eiskalt über den Rücken zu streichen.

Irgendwo wurde ein boshaftes Kichern laut. Es vervielfältigte sich. Kam plötzlich von überall her, gellte in ihren Ohren, überschlug sich, wurde zu einem schrillen, mißtönenden Kreischen.

Jane zuckte wie elektrisiert zusammen.

Es raschelte im Unterholz. Schritte. Schleifende Geräusche, als würden sich unzählige Riesenschlangen heranwinden. Das Kichern, Kreischen, Schreien und Heulen wurde lauter.

Die Schatten ringsum wurden lebendig, führten plötzlich ein unheimliches Eigenleben.

»Peter…«

Jane sah die Klauenhände!

Sie waren überall! Und sie wuchsen aus dem Boden, aus Baumstämmen, aus struppigem, dornigen Unterholz…

Selbst der Nebel, der auch hier wie ein feines Nervengift über dem Boden schwebte, schien diese Hände zu bilden!

Jane schrie!

Dann waren die fürchterlichen Klauen heran! Eisern schlossen sie sich um ihre Füße, rissen sie zu Boden, schleiften sie zwei, drei Yards weit, erstickten jede ihrer Bewegungen, umklammerten ihre Kehle.

Erbarmungslos drückten sie zu…

***

Ich ließ die Vermummten herankommen.

Eiskalt wartete ich ab. Drei Yards, zwei Yards. Dann noch einen.

Sie hasteten heran. Offenbar fühlten sie sich völlig sicher. Kein Wunder bei dieser Umgebung. Hier mußten sie sich wohl fühlen.

Jetzt!

Ich sprang!

Frontal krachte ich gegen den Vermummten. Überrascht grunzte er. Das war aber auch der einzige Kommentar, den ich ihn abgeben ließ. Eine Chance gab ich ihm nicht. Er fing sich einen genau gezielten Handkantenschlag ins Genick ein, der ihn herumriß und ins Reich der

Träume beförderte.
Wieder ein Beweis dafür, daß diese Burschen auch bloß mit Wasser kochten.
Das waren keine Dämonen.
Wenigstens keine reinblütigen.
Der andere Kerl hatte mehr Glück. Seine Schrecksekunde war minimal. Mit einem wüsten Fluch steppte er zur Seite und brachte einen Yard Distanz zwischen uns. Die roten Augen glühten haßerfüllt auf, als er mich fixierte.
»Keine Dummheiten, Freundchen!« zischte ich hart.
Er entspannte sich, lachte. Ein Lachen, das beileibe nichts Gutes verhieß.
»Wen willst du damit beeindrucken, Mann?«
»Ich denke, für dich wird's reichen!« gab ich zurück. Und ich war auf der Hut. Der Kerl konnte für jede Überraschung gut sein.
»Nimm die Maske ab! Los!«
Sein Lachen brach ab. Langsam hob er seine linke Hand und griff an die Kapuzenmaske, die seinen Schädel verhüllte. Hinter den Augenschlitzen loderten die roten Augen.
»Ich warne dich«, flüsterte ich. »Die Beretta hier ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Die verdaust du nicht so einfach.«
Er zuckte leicht, kaum merklich zusammen.
»Du bist kein Amateur«, meinte er unvermittelt.
»Habe ich das behauptet? – Die Maske! Runter damit!«
Er zog sich den Stoff übers Gesicht.
Wenigstens tat er so, als ob.
Plötzlich warf er sich vorwärts. Aus dem Stand schnellte er sich ab. Und er war irrsinnig schnell! Ein heiserer Schrei kam über seine Lippen, als er mich rammte und zurückwarf.
Wir gingen zu Boden.
Aber dieses Mal war ich schneller. Schulmäßig rollte ich ab und zur Seite. Mit einem jähen Ruck stand ich wieder auf den Füßen.
Der Maskierte war eine Zehntelsekunde langsamer.
Er kam gerade hoch, da war ich bei ihm. Er bekam meine Gerade voll auf den Punkt. Die Beretta wollte ich nicht benutzen. Ich bin beileibe nicht schießwütig. Ein lebender Gegner war mir allemal wichtiger als ein toter.
Wie gesagt, ich traf ihn voll auf den Punkt. Das hätte ihn eigentlich erledigen müssen.
Er aber schien den Schlag nicht einmal zu spüren. Er sprang mich an.
Ich bekam seine rechte Hand zu fassen und hebelte ihn von den Füßen. Er flog über mich hinweg. Wie eine überdimensionale Kanonenkugel sauste er durch die Luft.
Und krachte gegen die Betonmischmaschine.

Ein häßliches, knirschendes Geräusch.
Mit ausgestreckten Armen blieb er liegen. Bewegungslos. Irrwitzig verkrampft.
Ich hatte plötzlich einen pelzigen Geschmack im Mund. Langsam ging ich zu dem reglosen Körper, nachdem ich die Beretta, die ich vorhin hatte fallen lassen müssen, wieder aufgehoben hatte.
Ich drehte ihn auf den Rücken und zerrte ihm die Kapuzenmaske vom Schädel.
Das, was darunter zum Vorschein kam, war eine Höllenfratze!
Ein nahezu skelettiertes Gesicht. Eine dünne, wächserne Haut spannte sich darüber. Die Augen quollen groß und rund aus tiefen Höhlen. Dünne, blutrote Adern überzogen das ganze Gesicht.
Und über der Stirn…
Ich schluckte erst einmal. Dort, wo bei einem Menschen der Haaransatz saß, klaffte bei ihm ein faustgroßes Loch. Ein schwarzes, schwammiges Etwas pulsierte darin.
Der rote Glanz in den Augen war erloschen. Mein Gegner lebte nicht mehr.
Ich schluckte den Kloß hinunter. Der Tote war kein Mensch mehr. Trotzdem spürte ich so etwas wie Mitleid. Wie viele Menschen gerieten schuldlos in den Bann des Bösen? Vielleicht war er einer von ihnen gewesen.
Ich untersuchte ihn. Sein Körper war der eines Menschen. Die Kleidung wies keine Besonderheiten auf. Die Taschen waren leer.
Ich richtete mich wieder auf und wandte mich dem Kumpan des Unheimlichen zu.
Dessen Gesicht war mit dem des Toten völlig identisch.
Er war ohnmächtig, und wie ich meinen Schlag einschätzte, würde er es auch noch eine Weile bleiben.
Ich aber wollte nicht mehr so lange warten.
Die Handschellen rasteten ein. Dann schleppte ich den Burschen zu meinem Bentley, schloß auf und wuchtete ihn in die Polster. Der kalte Schweiß stand mir auf der Stirn.
Wenn der Schrei gehört worden war, dann war alles vergebens…
Dann waren sie gewarnt.
Ich warf einen schnellen Blick zur Ruine hinüber.
Alles blieb still.
Ich hoffte, daß es weiterhin so blieb.
Sodann nahm ich den Hörer des Autotelefons und tippte die Ruftaste. Die Scotland-Yard-Nummer war gespeichert.
Der diensthabende Beamte schlief nicht. Erleichtert atmete ich auf und machte es kurz.
»Hier Oberinspektor Sinclair«, meldete ich mich. »Sonderabteilung Powell. Ich brauche Hilfe, sofort!«

Mein Kollege bewies, daß er auf Zack war. »Band läuft. Wo stecken Sie, Sir?«

»Soho, Portonay Road, die Nummer weiß ich nicht. Ein Trümmergrundstück. Im Hintergrund eine gewaltige Wohnhausruine.«

»Das finden wir, Sir. Die Kollegen sind schon so gut wie unterwegs.«

»Prima! Sie haben sich gerade eine Flasche Pommery verdient, Constabler!«

Ich hängte ein und war schon wieder unterwegs. Auf das Eintreffen meiner Kollegen wollte ich nicht warten.

***

Ich sterbe!

Es war Wahnsinn! Sie wußte, daß sie keine Chance mehr hatte! Es war aus! Endgültig aus und vorbei!

Rote Punkte zerplatzten vor ihren Augen und überschütteten sie mit blutiger Helligkeit, die nicht von dieser Welt sein konnte!

Wahrscheinlich bildete sie sich das alles ein.

Luft!

Jäh gellte dieser stumme Schrei in ihr auf. *Luft! Ich will nicht ersticken! Ich will nicht sterben!*

Aber die fürchterlichen Hände drückten nur fester zu, immer fester, als würden sie ihre verzweifelten Gedanken kennen und sich ein Vergnügen daraus machen, das Gegenteil dessen zu tun, was sie dachte.

Jane spürte, wie andere Hände hinzukamen. Hunderte mußten es sein. Ihr ganzer Körper wurde davon begraben. Schleimig und kalt fühlten sie sich an, und doch hart wie Stahlkammern.

Sie dachte an John Sinclair. Unsagbare Wehmut überschwemmte sie. Nie wieder würde sie ihn sehen…

Und sie konnte ihn nicht warnen.

Warnen vor dem Unheil, das hier vorangetrieben wurde. Von Asmodina. Von seiner ärgsten Feindin.

Irgendwie fühlte sie in diesen Augenblicken, daß es für ihn sehr wichtig war, zu wissen, was hier geschah… Entscheidend wichtig!

Janes Hände ruderten. Fahrig tasteten sie herum, stießen gegen die wimmelnden Arme, die schlangengleich aus dem Boden wuchsen, zähes, unnatürliches Horror-Leben…

Dann bekam sie einen langgliedrigen Finger zu fassen. Sie umkrampfte ihn und riß daran.

Das knackende Geräusch, mit dem er brach, kostete sie schier die Besinnung.

Plötzlich sah sie sich selbst. Als wäre sie ein körperloser Schemen, der auf einen von zahllosen Geisterhänden umklammerten, zuckenden, sich windenden Körper heruntersah…

Auf ihren eigenen Körper.
Sie sah, wie ihre Bewegungen erlahmten.
Gleichzeitig kam ein unheimlicher Wind auf. Sie fühlte sich emporgehoben, davongetragen…
Alles war plötzlich ganz leicht…
NEIN!
Sie klammerte sich an diesem Gedanken fest, eisern, weil sie wußte, daß er das letzte Bindeglied zu ihrem Körper, zu ihrer menschlichen Existenz darstellte. Der unbändige Wunsch zu leben beseelte sie, gab ihr Kraft, die sie niemals mehr in sich vermutet hätte.
Sie riß und zerrte an den Händen. Die Vision zerplatzte. Sie war wieder in ihrem Körper. Sie hatte die Schwelle zum Tod nicht überschritten…
Und sie spürte, daß der Druck an ihrem Hals nachließ!
Fassungslos riß sie die Augen auf.
»… sie loslassen! Ich, Murthoom, Priester der Asmodina, befehle es!«
Nach Atem ringend starrte Jane auf den hochgewachsenen Mann, der über ihr stand, die Hände zum Himmel reckte, als beabsichtige er, die Schwärze aus den Höhen des Waldes herunterzuzerren. Die schwarze Kutte bauschte sich im Wind.
Und sie sah sein Gesicht! Ein pockennarbiges, hageres Gesicht – ohne erkennbare Mundöffnung, ohne Nase. In der oberen Hälfte saßen schmale, wild irrlichternde Raubtieraugen, die Blitze zu versprühen schienen.
Noch nie zuvor hatte sie den Gesichtslosen gesehen, aber sie wußte, daß er der Dämonenpriester des namenlosen Dorfes war.
Jener Geheimnisvolle, der im Namen Asmodinas ihren Tod auf dem schwarzen Altar befohlen hatte.
Und die Hände gehorchten dem Befehl dieses Wesens!
Widerwillig, zögernd lösten sie ihren fürchterlichen Zugriff, zogen sich zurück. Ihre Bewegungen ließen das taufeuchte Gras rascheln.
Jane wälzte sich zur Seite und übergab sich würgend.
Das Wispern und Raunen ringsum nahm an Intensität zu. Ärger schwang in den unwirklichen, gespenstischen Lauten.
Der Boden, auf dem sie lag, knisterte förmlich, bewegte sich rhythmisch. Von irgendwoher wehte ein fürchterliches Heulen.
Enttäuschung und Wut schwang darin. Der Wind wurde stärker, fuhr pfeifend und raschelnd in das Unterholz.
»Das Projekt darf nicht gefährdet werden!« sagte der Unheimliche jetzt mit fester, beschwörend klingender Stimme. »Du weißt es! Du beschleunigst den Vorgang nicht, wenn du dir deine Nahrung selbst beschaffst. Im Gegenteil…«
Und der Wald schien zu *verstehen*! Der Wind verebbte. Das Rauschen der Baumkronen wurde leiser, sanfter – versöhnlicher.

Der Dämonenpriester lachte zufrieden. Dann beugte er sich über Jane. Hart packte er sie an der Schulter und riß sie herum.

»Hoch mit dir, Elende!« herrschte er sie an.

Jane preßte ihre Linke auf den Mund. Noch immer würgte und keuchte sie. Ihr Hals war dick angeschwollen. Nur mühsam bekam sie Luft.

Sie starrte in die gnadenlosen Raubtieraugen. Sie wollte nicht verstehen, daß alles umsonst gewesen war. Die Flucht durch die Nacht. Die Anstrengungen. Die wilde Hoffnung.

Peter! Wo war Peter McCrady? War er entkommen? Gehetzt blickte sie sich um.

Der Gesichtslose spannte sich an. »Es ist sinnlos«, grollte er. Seine Stimme wirkte verzerrt. Irgendwie unwirklich.

Hinter Murthoom wuchsen weitere Schatten empor. Überall tauchten sie jetzt auf. Überall glühten rote Augenpaare in der samtblauen Dunkelheit. Es war aussichtslos.

Aber Peter mochte es vielleicht schaffen. Er würde Hilfe holen…

Heftig atmend, halb aufgerichtet, kauerte sie am Boden. Der Priester riß sie vollends hoch. Sein Gesicht war einen Augenblick ganz dicht vor ihr.

Ein widerlicher Gestank strahlte davon aus.

Jane ertrug es nicht. Sie wandte sich ab.

Murthoom lachte. »Du wirst dich an den Anblick gewöhnen müssen. Ich werde es sein, der dich tötet…«

Jane sagte nichts, und sie wehrte sich nicht.

Die anderen Unheimlichen kamen heran und hoben sie hoch.

Bleischwere Müdigkeit überfiel Jane. Die Schwärze des Weltraums breitete sich in ihr aus.

»Du wirst auf dem schwarzen Altar sterben, so, wie es vorher bestimmt und notwendig ist. Das große Projekt steht kurz vor der Vollendung. Deine Lebensenergie, deine Seele werden dazu beitragen«, sagte der Dämonenpriester. Er sprach laut und betonte jedes Wort. Seine Stimme wurde direkt in Janes Kopf laut. Triumphierend. Grausam.

»Niemand vermag uns zu entkommen. Niemand, den wir auserwählt haben. Unser Liebling, der Wald, sorgt dafür. Ganz in seinem eigenen Interesse. Er ist hungrig. Sehr hungrig…« Gelächter brandete in Jane Collins Geist.

Sie versuchte, sich davor zu verschließen. Aber sie war zu schwach.

Sie fühlte sich davongetragen.

Die Grenzen zwischen Realität und Traum verschwammen.

Schritte. Stimmen. Flüsternde, gehässige Stimmen, die sich zu einer grauenhaften Melodie vereinten.

Der Seelenwald zürnte immer noch. Die Natur ringsum war in hellem

Aufruhr.
Das waren ihre letzten bewußten Wahrnehmungen.
Sie verlor die Besinnung.

***

Je näher ich der Ruine kam, desto vorsichtiger wurde ich. Vielleicht hatten sie Wachen aufgestellt.
Es sah allerdings nicht danach aus.
Den Regen beachtete ich schon gar nicht mehr. Hoffentlich wuchsen mir keine Kiemen.
Ich erreichte den Eingang. Muffige, feucht-kalte Luft schlug mir entgegen. Das typische Flair eines schon lange leerstehenden Gebäudes. Ich preßte mich gegen die rauhe Wand und wartete. Eine Sekunde verging. Zwei.
Nichts regte sich in der Düsternis neben mir.
Da wagte ich es. Ich huschte hinein. Warf mich seitwärts zu Boden, rollte ab und kam wieder auf die Füße. Die Beretta in meiner Rechten beschrieb eine Drehung.
Nichts.
Ich atmete aus.
Und dann hörte ich den monotonen Singsang.
Gedämpft wehte er durch das lädierte Riesenhaus, unheimlich, gespenstisch, allgegenwärtig. Er hallte in den langen, leeren Fluren, im Treppenhaus, in den düsteren Ecken und Winkeln, verzerrte sich.
Ich konnte nicht definitiv feststellen, woher er kam.
Aber ich wußte, was er bedeutete. Zu oft schon hatte ich es mit Sekten des Bösen zu tun gehabt. Hier wurde ein teuflisches Ritual seinem Höhepunkt zugeführt. Ein Dämon wurde beschworen. Ein Opfer angepriesen.
Ein Menschenopfer!
Ich wußte immerhin, mit was für Gegnern ich es zu tun hatte. Die Kerle, die ich mir draußen geschnappt hatte, machten deutlich, daß es keine Menschen waren. Allerdings auch keine Dämonen. Eher ein Mittelding. Eine Art Handlanger-Wesenheiten. Sie erinnerten mich an die Todesrocker. Hatte Satan persönlich die Finger im Spiel? Damals jedenfalls war das der Fall gewesen.
Mit welchen Aufgaben, Befehlen mochten sie betraut sein?
Ich würde mir die Antworten auf meine Fragen holen, nahm ich mir entschlossen vor.
Ich durchquerte die enge Halle. Rechterhand hingen ein paar rostige Briefkästen an einer Wand, die mit weißlichen, moosartigen Schimmelpilzen überzogen waren.
Überall nisteten Fäulnisgeruch und Nässe. Irgendwo tropfte Wasser von der Decke.

Nichts geschah.
Der Singsang wurde lauter. Aber das konnte ich mir auch einbilden. Mein Nervenkostüm war heute nicht mehr besonders feinmaschig.
Ich huschte zur Treppe und hetzte sie hoch. Das Geländer berührte ich nicht. Es sah morsch aus. Viel zu morsch. An manchen Stellen fehlte es ganz.
Bis zum dritten Stock schaffte ich es ohne Schwierigkeiten. Dann machten sich die Schläge und Tritte bemerkbar, die ich heute schon hatte einstecken müssen. Ich hatte sie beileibe noch nicht verdaut.
Im Grunde genommen war es fast ein Wunder, daß ich überhaupt noch auf den Füßen war.
Jetzt kamen die Schmerzen wieder. Und mir wurde schlecht.
Mein Magen schien nach außen gestülpt zu werden. Ich krümmte mich zusammen, lehnte mich an eine nasse, glitschige Wand und atmete tief durch.
Das böse Gefühl, das in mir loderte, trieb mich weiter. Keine Zeit verlieren, Sinclair! hämmerte es in meinem Schädel. Taumelnd lief ich weiter.
Jeder Schritt fiel mir schwer. Die Erschöpfung ließ meine Füße bleischwer werden.
Das war der tote Punkt. Ich mußte ihn überwinden. Ich rannte weiter. Mechanisch. Wie ein Roboter. Irgendwie schaffte ich es tatsächlich, in den sechsten Stock hinaufzukommen.
Der Singsang gellte in meinen Ohren, eine fürchterliche Melodie.
Dazwischen verstand ich einzelne Satzfetzen:
»… uns gnädig, Herrin der Finsternis! Nimm an unser Opfer! Sieh es an als Tribut an dein großes Wirken im Dienste des Bösen auf Erden!«
»Nimm hin, o Herrin, das Opfer!«
»Nimm hin…«
Die Melodie wurde aufputschender, ekstatischer. Ich roch Schweiß, Fäulnisgestank und Todesangst.
Meine Hand krampfte sich noch fester um den Griff der Beretta.
Behutsam schob sich mich weiter. Ich glaubte jetzt, die richtige Richtung zu kennen. Und die Wesenheit, der geopfert werden sollte…
Ein schmaler Korridor, am Ende war ein großer Raum. Er mußte von mehreren Fackeln erhellt sein, denn zuckende, huschende Lichtreflexe tanzten über die Flurwand. Wahrscheinlich hatten sie die Fenster des Raumes abgedunkelt.
»Du wirst vollbringen das Werk des Bösen!« schrillten die Stimmen.
»Und das große. Werk wird deinem Namen Ruhm und Ehre sein!«
Großes Werk?
In meinem Schädel jaulte eine ganze Batterie Alarmsirenen los.
Guter Himmel, in was für ein Hornissennest war ich da geraten?
Was hatten die Teufel vor?

So mußte sich ein Mann vorkommen, der einen unscheinbar wirkenden Strick aufhebt, daran zieht und im selben Augenblick erkennen muß, daß er den Schwanz des Teufels in Händen hält.

Vor meinen Augen flimmerte es.

Ich mußte weiter.

Schritt für Schritt schob ich mich an der Wand entlang. Jeden Augenblick konnte jemand in den Korridor heraustreten und mich entdecken.

Es war schier unglaublich, daß sie derart sorglos waren und hier oben keine Wachen aufgestellt hatten.

Nun, ich würde meine durchnäßte Haut auf jeden Fall so teuer wie möglich verkaufen.

Ich erreichte die Türöffnung. Das Holz des Rahmens roch feucht, wie alles in diesem Bau. Beiläufig registrierte ich das.

Jetzt trennte mich nur mehr eine Handbreit von der Türöffnung.

Die in dem Raum dahinter herrschende Spannung und Erwartung war körperlich spürbar.

Jeden Moment mußte etwas Entscheidendes passieren.

Ich konnte mir denken, was…

Für mich kam es jetzt darauf an, den richtigen Moment abzupassen.

Die tanzenden Schemen auf der der Türöffnung gegenüberliegenden Korridorwand verschwammen vor meinen Augen. Das Fackellicht zuckte und zitterte. Schemen huschten über die Wände.

Der Choral der Dämonischen schwoll an. Immer mehr. Immer drängender wurde er.

»Huldigt! Huldigt dem Seelenwald!«

»Wir huldigen!«

»Huldigt dem Bösen!«

»Wir huldigen!«

»Betet an Asmodina, die Tochter Satans! Die Schöpferin des Seelenwaldes, Meisterin des großen Werkes!«

»Wir beten sie an!«

Jetzt reichte es mir. Mit meiner Linken lockerte ich den Krawattenknoten und öffnete sodann die obersten Knöpfe meines Hemdes. Das silberne Kreuz, auf dem die vier Erzengel Raphael, Uriel, Michael und Gabriel ihre Zeichen hinterlassen hatten, reagierte auf die Ausstrahlungen des Bösen. Sanfte Wärme pulste davon aus, sickerte förmlich in meinen zerschundenen Körper hinein.

»Bringt das Opfer dar!« gellte es plötzlich wie aus hundert Kehlen.

»Bringt das Opfer dar, auf daß der Seelenwald überall entstehe! Der Seelenwald, das Instrument des Bösen!«

Das war mein Stichwort!

Es riß mich vorwärts!

Mit einem raschen Schritt stand ich in der Türöffnung. Die teuflische

Szenerie lag vor mir. Sie brannte sich in meine Augen ein.
Asmodina, die Tochter des Teufels…
Ekstatisch zuckende Leiber. Drei Männer. Drei Frauen. Und auf einem schwarzen Katafalk… Glenda Perkins!
Eine der Tänzerinnen bückte sich, hob einen länglichen, blitzenden Gegenstand auf. Ein Henkersschwert! Mit einem wüsten Schrei riß sie es beidhändig hoch…
»Nimm hin das Opfer, Asmodina!« kreischten die anderen.
Das Schwert zuckte auf Glenda Perkins herunter…

***

Es war soweit!
Die Hinrichtung konnte beginnen!
Zufrieden ließ Murthoom, der Dämonenpriester Asmodinas, seine Blicke über die Anwesenden gleiten. Sämtliche Bewohner des Dorfes waren gekommen. Einträchtig standen sie Seite an Seite.
Eine Mauer aus Leibern, die den Richtplatz umgab. Unterdrückte Atemzüge. Hin und wieder ein leises Raunen und Flüstern. Das waren die einzigen Laute. Erwartungsvoll standen die Wesen da, die schon lange keine Menschen mehr waren.
Vor langer Zeit hatten die Vasallen des Schwarzen Tods dieses Dorf eingenommen und die Bewohner zu Wirtskörpern rangniederer Dämonen gemacht. Alles war genau geplant. Hier sollte eines der interessanten Projekte der Schwarzblütler über die Bühne gehen. Das Dorf lag abgeschieden genug, so daß man keine Angst vor vorzeitiger Entdeckung haben mußte. Die zusätzlich vorgenommene magische Tarnung war undurchdringlich. Auch heute noch.
Im Grunde genommen gab es dieses Dorf nicht mehr. Niemand der außerhalb lebenden Menschen erinnerte sich mehr daran. Von den Landkarten war es verschwunden. Auch dies war ein Werk der Dämonen.
Und jetzt war der Schwarze Tod vernichtet, und die Tochter des Teufels hatte seine Stellung übernommen. Sie führte sein Werk fort.
Selbstverständlich gab sie das offiziell nicht zu. Stets behauptete sie, der Seelenwald sei ihr Werk.
Wellenartige Zuckungen rieselten über Murthooms zerfressene Gesichtsfläche. Er war beileibe nicht so töricht, ihr diesbezüglich zu widersprechen.
Asmodina widersprach man nicht.
Er war ihr ein treuer Diener, und das wußte sie zu schätzen.
Dementsprechend wertvoll waren ihre Geschenke.
Asmodina hatte ihn vom Dasein eines unbedeutenden Dämons erlöst und ihn in eine einflußreiche Position innerhalb der Hierarchie der Schwarzen Familie gehievt. Gleichzeitig hatte sie ihn zum Projektleiter

ernannt und ihm 13 andere Dämonen unterstellt.
Ebenso die Alten.
Für sie empfand er nichts als Verachtung. Es waren lebende Leichen. Minderwertige Körper, uralt, vom Zerfall gezeichnet, beseelt von zweit- und drittklassigen Dämonen. Handlanger, nicht mehr.
Aber sie dienten dem großen Werk, und so mußte er sie zumindest akzeptieren.
An all dies mußte Murthoom denken, während er über seine Untergebenen, wie er sie insgeheim zu bezeichnen pflegte, hinwegsah.
Und gleichsam genoß er die ehrfürchtige Stille, die sie umfangen hielt.
Er beschloß, noch einige Augenblicke zu schweigen, und die Spannung so auf den Höhepunkt zu treiben.
Ebenso wie Asmodis, der Fürst der Finsternis, liebte er dramatische Auftritte. Zu lange hatte er darauf warten müssen. Er hatte sich hochgedient. Jetzt genoß er die Früchte seines langen Weges.
Er stand auf der richtigen Seite. Auf Asmodinas Seite!
Ein greller Blitz zuckte auf, verästelte sich knisternd, spaltete den dunklen, wolkenverhangenen Himmel. In der Ferne rollte Donner.
Wind kam auf, peitschte Blätter und kleine, dürre Äste vor sich her und zerwühlte die Kronen der verwachsenen Bäume des Friedhofs.
Hier war schon seit einer Ewigkeit kein menschliches Wesen mehr beigesetzt worden. Dieser Friedhof war eine Kultstätte des Bösen. Die Grabkreuze waren zerstört, mit Dämonenflüchen besudelt oder umgekehrt herum aufgestellt worden. Mahnmale des Bösen, das die Herrschaft über diesen Ort übernommen hatte.
Auch daran dachte Murthoom in diesen Sekunden. Er war der Meister. Der Herrscher über Leben und Tod. Und führte er Asmodinas Projekt SEELENWALD zu ihrer Zufriedenheit aus, so würde ihm noch mehr Macht und Einfluß zugesprochen werden. Die Tochter des Teufels hatte es ihm versprochen.
Murthoom zweifelte nicht daran, daß er beides bekommen würde. Der Seelenwald lebte. Damit war die erste Phase bereits erfolgreich abgeschlossen.
Jetzt galt es, den Wald zu stärken, seinen Hunger auf Seelen ins Unermeßliche zu steigern – und ihn auf seine Aufgabe vorzubereiten. So lange, bis er selbständig aktiv werden konnte.
Das Endziel war jedenfalls, daß der Seelenwald jede freiwerdende menschliche Seele – egal, ob gut oder böse – anzog und zu dämonischer Energie verarbeitete. Etwa in der Art, wie im Bereich eines natürlichen Waldes verbrauchte Luft erneuert wurde…
Der Nutzen für die Sache des Bösen lag offen auf der Hand. Je mehr dämonische Energie sich auf dieser Welt manifestierte, desto schneller und nachhaltiger neigten sich die kosmischen Waagschalen zugunsten

der Schwarzen Macht.

Und ganz nebenbei würde sich Asmodinas Einfluß ins Unermeßliche steigern.

Eine einfache Rechnung. Tag für Tag starben unzählige Menschen einen natürlichen oder weniger natürlichen Tod…

Und überall waren bereits die Helfer am Werk. In London, beispielsweise, wurden ebenfalls Opfer dargebracht. In der Nähe von Highgate sollte ein kleinerer Ableger des Seelenwalds entstehen.

Die entsprechenden schwarzmagischen Riten waren in vollem Gange.

Murthoom riß sich von diesen Gedanken los. Der rauschähnliche Zustand, der von ihm Besitz ergriffen hatte, verschwand.

Seine Untertanen warteten auf das Schauspiel.

Sie sollten nicht umsonst warten.

In einer theatralischen Geste riß er seine Hände hoch. Die weiten Ärmel der schwarzen Kutte fielen zurück und entblößten knochige Arme.

»Bringt die beiden Versager!« befahl er den beiden neben ihm stehenden Alten. Seine Gesichtsfläche hatte sich im unteren Viertel gespalten und einen lippenlosen Mund gebildet.

Die fahlen, wächsernen Gesichter der Dämonisierten zeigten keine Regung. Stumm eilten sie davon, um den Befehl auszuführen.

Murthoom wandte sich an die fürchterlich aussehenden Wesen.

Manch eines der ihm zugewandten Gesichter wies groteske Spuren fortgeschrittener Verwesung auf. Andere wiederum waren von Wucherungen überzogen und nur noch als Karikatur eines menschlichen Gesichts zu bezeichnen. Hier und da leuchteten sogar fahle Knochenfratzen. Tote Augen starrten blicklos heran.

Und doch lebten all diese Wesen.

Lebten, weil die in ihnen hausenden Dämonen dies so wollten.

»Ihr alle wißt«, begann Murthoom mit lauter, eindringlicher Stimme zu sprechen, »warum zwei unserer Gefährten hingerichtet werden. Assroark und Barrer haben versagt. Sie haben Asmodinas großem Werk Schaden zugefügt. Sie waren unaufmerksam. Und weil sie nicht aufgepaßt haben, konnte der Verräter Peter McCrady das Opfer befreien… Wertvolle Zeit ging verloren. Zwischenzeitlich ist das Weib wieder in unserer Gewalt. Morgen, zur vorbestimmten Stunde, wird sie ihrer Bestimmung zugeführt. McCrady, der seinen Dämon Zuurrd offensichtlich bezwingen konnte, ist jedoch noch immer auf der Flucht. Er wird nicht entkommen… Doch dies alles ist nicht so wichtig. Wichtig ist allein die Tatsache, daß der Wald in dieser Nacht hungern muß. Daß er das vorgesehene Opfer nicht zu der von Asmodina bestimmten Zeit erhalten hat. Der Wald zürnt! Er ist ungeduldig… Deshalb sind Assroark und Barrer des Todes! Deshalb werden sie brennen!«

In die Anwesenden kam Bewegung. Ihre Hände flogen hoch, wurden geschüttelt. Zugleich schrien die Fürchterlichen ihre Zustimmung hinaus. Ein Höllenlärm setzte ein. Murthoom hatte es nicht anders erwartet. Die Alten waren auf seiner Seite. Natürlich.

Jeder Dämon in diesem namenlosen Dorf wußte um seine guten Beziehungen zu Asmodina…

»So sei es denn!« erklärte er gönnerhaft.

Eine herrische Geste unterstrich diese Worte.

Stille kehrte wieder ein.

Die Verurteilten wurden herbeigeschleppt. Sie zeterten und wimmerten.

»Schweigt!« donnerte Murthoom.

»Du – du hast kein Recht, uns ohne Anhörung hinzurichten!« geiferte Barrer und wand sich im eisenharten Griff seines Wächters.

Murthoom lachte wölfisch. »In diesem Dorf habe ich jedes nur erdenkliche Recht! Nicht einmal Maddox, der Dämonenrichter, kann mir dieses Recht streitig machen! Asmodina höchstpersönlich gab mir das Pergament mit den sieben Siegeln des Bösen, in dem geschrieben steht, daß ich hier in ihrem Namen walte!«

»Das glaube ich dir nicht, Murthoom!«

»Das ist unwichtig. Ich habe befohlen, daß du und Assroark brennen werdet, und ihr werdet brennen! Wächter, bindet sie an die Pfähle!«

»Neiiin!«

Barrer wehrte sich. Sein breites, knochiges Gesicht verzerrte sich unter der Anstrengung.

Es war sinnlos.

Die Gaffer schrien. Drohend reckten sie ihre Hände.

»Tötet sie! Tötet die Versager endlich!« schrien einige.

Wenige Augenblicke später waren die Verurteilten an die Pfähle gebunden. Das ringsum aufgeschichtete Reisig wurde angesteckt.

Die Alten klatschten und lachten und brüllten obszöne Beleidigungen.

Gierig leckten die Flammen in die Höhe. Grelle Funken sprühten davon und erloschen. Wattige Rauchschwaden wirbelten.

Murthooms Gesicht wurde wieder zu einer ruhigen Fläche, als er den Todeskampf der beiden von Dämonen beherrschten Körper in dem magisch angereicherten Feuer beobachtete.

Murthoom, der Herrscher über Leben und Tod, dachte er. Asmodinas Vertrauter und Vollstrecker. Das hört sich gut an. Sehr gut.

Die Schreie der Verurteilten verklangen.

In der Ferne rauschten die mächtigen Baumkronen des Seelenwalds.

Irgendwann wandte sich Murthoom ab und schritt eilig davon.

Es galt, die neuen Befehle auszuarbeiten. Neue Opfer für den Wald mußten herbeigeschafft werden.

Asmodina drängte.
Sie wollte Ergebnisse sehen.
Und er würde ihr diese Ergebnisse präsentieren!

***

Wie im Zeitraffer sah ich die lange Klinge auf Glenda Perkins heruntersausen!
Ein silberner Schemen in der von zuckendem Fackellicht zerrissenen Finsternis!
Ich aber war schneller!
Bevor der Schwerthieb Glendas Kopf vom Rumpf trennen konnte, war ich heran. Ein Panthersatz hatte mich dicht an die sogenannte Priesterin herankatapultiert. Ich nahm keine falschen Rücksichten. Ich schlug zu. Mit dem Lauf der Beretta trümmerte ich von der Seite her gegen ihre Finger. Der tödliche Hieb wurde abgelenkt, die Priesterin herumgewirbelt. Das Henkersschwert entglitt ihrem Griff, flog davon und schepperte irgendwo zu Boden.
In einer fließenden Bewegung warf ich mich herum. In meiner Linken hielt ich den Silberdolch. Mit zwei, drei wilden Rucken durch trennte ich die Fesseln, die Glenda auf dem Katafalk hielten.
Das Girl war ohnmächtig. Ihre Züge schienen von einer feinen Eisschicht überzogen und erstarrt zu sein.
Ich riß sie hoch. Wuchtete sie über meine Schulter.
Das war der Augenblick, in dem die anderen kapierten, daß etwas nicht so lief, wie sie sich das ausgemalt hatten.
Sie erwachten aus ihrer Trance!
Die Priesterin schrie gellend.
Sie hatte sich am schnellsten vom Schock meines Auftauchens erholt. Wie eine Furie warf sie sich auf mich. In ihren Augen loderte ein tödliches Feuer des Hasses und der unbändige Wille, mich zu töten.
Sie war nicht bereit, ihr Opfer so einfach aufzugeben!
Der Blutrausch machte sie förmlich wahnsinnig!
Asmodinas Gesicht waberte und leuchtete in einer gigantischen Vision. Es war zu einer wutentbrannten Fratze verzogen. Die marmorne Schönheit war wie weggewischt.
»Tötet ihn!« gellte ihre Stimme durch das Geräuschchaos.
Die Priesterin krachte gegen mich. Ihre zu Klauen gekrümmten Finger zuckten vor – auf meine Augen zu.
Ich stieß sie von mir, wie man eine lästige Puppe davonstößt. Das war ein Fehler. Ich hatte sie unterschätzt. Diese Frau war von der Tochter des Teufels unterstützt, ihre Kräfte waren gigantisch…
Wieder kam sie!
Ich hatte inzwischen die Tür erreicht. Mit dem Rücken stand ich zum Korridor.

Glendas Gewicht behinderte mich.
Ich schlug zu, als die Priesterin kreischend und fauchend heran war. Der Knauf der Beretta war ein überzeugendes Argument.
Gurgelnd brach das Geschrei ab. Die Priesterin sank zu Boden.
Die Vision von Asmodinas Gesicht blähte sich auf wie eine übergroße Seifenblase. Violette Blitze zuckten und wirbelten. Ein unwirklicher Wind kam auf, fauchte heran.
Die anderen Höllendiener hetzten los. Sie trugen ihre Masken nicht mehr. Ich sah fürchterliche Gesichter. Gesichter, die unmöglich lebenden menschlichen Wesen gehören konnten.
Aber es waren Momenteindrücke.
Ich konnte nicht darauf achten. Zeit, genau hinzusehen, hatte ich beileibe nicht.
Ich mußte schießen.
Die Beretta in meiner Rechten spuckte ihre geweihten Silberkugeln aus. Der Rückschlag ließ mich beinahe taumeln. Ich stand auf Puddingfüßen. Meine Knie zitterten. Die Erschöpfung war wie ein riesiges Gewicht, das auf mir lastete und von Sekunde zu Sekunde größer wurde.
Die ersten beiden Dämonenhandlanger wurden von meinen Kugeln gestoppt und zurückgeworfen.
Die anderen stolperten über die leblosen, sich in Auflösung befindlichen Bündel.
Sie purzelten zu Boden.
Schreie und Flüche gellten.
Asmodina geiferte. Schaum trat vor ihre Lippen. »Laßt ihn nicht entkommen! Das ist Sinclair! John Sinclair! Tötet ihn! Er darf unser Projekt nicht gefährden! Er hat zuviel gehört! Er muß sterben… Ihr Versager! Tötet ihn!«
Ihre Stimme überschlug sich.
Ging unter im Wummern der Beretta. Ich hatte zwei Schüsse in ihre Richtung abgefeuert.
Das Zerrbild des Frauengesichts zerplatzte wie eine überreife Tomate!
Dunkelheit breitete sich schlagartig aus.
Ich war schon wieder unterwegs. Den Korridor entlang. Zur Treppe.
Wie lange ich Glenda noch tragen konnte, wußte ich nicht. Ich dachte auch nicht darüber nach. Nur weg! Den Vorsprung ausnutzen!
Ein verdammt kleiner Vorsprung!
Hinter mir wurden bereits die Schritte der Verfolger laut. Wenn sie mich einholten, dann gab es einen Geisterjäger weniger in good old London.
In meinem momentanen Zustand hatte ich keine Chance gegen sie.
Ich holte das letzte aus mir heraus. Meine Zunge klebte wie ein Stein

an meinem Gaumen. Mein Atem rasselte. Mehr tot als lebendig hastete ich die Stufen hinunter. Immer an der feuchten, naßkalten Wald entlang, damit ich nicht gegen das morsche Geländer knallte und in die Tiefe stürzte.

Meine Augen gewöhnten sich wieder an die Dunkelheit. Nur hin und wieder blitzten Funkenregen auf… Shit auch. Vorhin hatte ich direkt in die grelle Auflösung der Vision von Asmodinas Gesicht gesehen.

Aber der Gedanke, daß ich der Teufelstochter höchstpersönlich eines ausgewischt hatte, regte meine Lebensgeister an. Derlei Aufputschschocks brauchte ich jetzt. Nur sie hielten mich noch auf den Füßen. Nur sie sorgten dafür, daß der Pudding in meinen Knien noch für eine Weile fest blieb.

»Da unten ist er!«

»Wir kriegen ihn!«

»Wenn wir dich in unseren Händen haben, Sinclair, dann wirst du dir wünschen, niemals geboren worden zu sein!«

Irgendwoher kannte ich diese und ähnliche Drohungen. Ich sparte mir meine ohnehin knappe Luft.

Die Schritte der Verfolger kamen trotzdem näher. Ich zerknirschte einen Fluch.

Und dann, im zweiten oder dritten Stockwerk angelangt, wußte ich, daß es aus war.

Ich konnte nicht mehr weiter!

Ich torkelte, verlor das Gleichgewicht. Mit letzter Kraft riß ich mich herum, so, daß Glenda auf mich fiel. Schlaff wie eine Puppe war sie. Noch immer besinnungslos. Ich wußte nicht, was die Teufel mit ihr angestellt hatten.

Schweratmend wälzte ich mich zur Seite. Die Rechte mit der Beretta war wie ein Gegenstand, der nicht zu meinem Körper gehörte.

Trotzdem brachte ich sie hoch.

Schatten!

Über mir, auf dem nächst höheren Treppenabsatz!

Ich feuerte! Die orangefarbene Feuerlanze stach aus dem Lauf.

Gleichzeitig wechselte ich meine Stellung.

Ein erstickter Aufschrei quittierte den Schuß. Ich sah einen Schemen vorwärts taumeln. Dann krachte er gegen das Geländer.

Es zerbarst. Inmitten eines Splitterregens sauste der Schemen in die Tiefe. Dann war unten ein hartes, klatschendes Geräusch zu hören.

Die Schatten über mir waren gewarnt.

Sie verschmolzen regelrecht mit der überall herrschenden Dunkelheit.

Mein Herzschlag wummerte mir in den Ohren. Ich hörte ein Flüstern. Sie besprachen sich, klar. Was hatten sie vor?

Vorsichtig robbte ich zurück. Glenda zog ich mit mir. Ihr Körper

schleifte scharrend über den dreckigen Boden.

Sie lebte, atmete, das allein war mir wichtig. Kratzer und Schürfwunden konnte man versorgen, und irgendwann vergaß man sie.

Ebenso einen brummenden Schädel.

Ich starrte in die Dunkelheit.

Nichts rührte sich da oben.

Eine vertrackte Situation.

Ich merkte, wie die Kälte in mich kroch. Zuerst in den Füßen.

Dann höher. In meiner Brust. Meine Zähne knirschten aufeinander.

Der Anzug klebte kalt auf meiner Haut.

In diesen Sekunden und Minuten wünschte ich mir Suko herbei, meinen chinesischen Freund und Kampfgefährten. Oder Bill Conolly. Früher, als er noch nicht mit Sheila verheiratet gewesen war, da hatten wir manche heiße Sache gemeinsam überstanden…

Aber dieses Mal war ich allein. Ganz allein.

Ich mußte sehen, wie ich zurechtkam. Und dabei wußte ich noch nicht einmal, wie lange ich die bleierne Erschöpfung in mir noch bekämpfen konnte.

Ich durfte nicht schlappmachen!

Dort oben saßen mindestens noch drei Gegner. Zu viele für mich.

Und Rückzug war momentan so gut wie unmöglich.

Ich zählte die Sekunden. Jeden Augenblick rechnete ich mit einem Angriff.

Und er kam!

»Du kannst uns nicht alle gleichzeitig erledigen, Sinclair!« schrie einer.

Unwillkürlich zuckte ich zusammen. In fliegender Hast schob ich ein neues Magazin in die Beretta. Das metallene Knacken war überlaut zu hören. Wieder wechselte ich die Stellung.

Dann sah ich die Schatten.

Aber im selben Sekundenbruchteil geriet das Geschehen vollkommen aus den Fugen…

Draußen jaulten Sirenen. Autos stoppten mit quietschenden Reifen. Türen wurden geöffnet und zugeschlagen. Harte Befehle gebrüllt.

Das waren die Kollegen vom Yard!

»Sinclair!« brüllte jemand. »Sinclair, wo stecken Sie?«

Ein unmenschlicher Fluch wurde über mir laut.

Ich riß meinen Schädel hoch.

Das war genau der Augenblick, in dem Asmodina auftauchte!

Die Tochter des Teufels griff höchstpersönlich ein!

***

Das Grauen saß ihm im Nacken!

Peter McCrady hetzte durch den Seelenwald. Wieviel Zeit seit dem Moment vergangen war, da Jane Collins von den unheimlichen Klauenhänden zu Boden gerissen worden war, das wußte er nicht. Er war gelaufen. Unermüdlich. Wie ein Uhrwerk.

Und die Hände hatten ihn nicht aufgehalten.

Erklären konnte er sich das beim besten Willen nicht.

Das heißt: doch. Der Wald mochte die finsteren Ausstrahlungen des Dämons Zuurrd in seinem Schädel registrieren und ihn deshalb für einen Verbündeten halten.

Als Wirtskörper des Dämons war er lediglich Handlanger. Und als solcher war es ihm verboten, den Wald zu betreten. Nur die von Asmodina bestimmten Priester durften das.

Weshalb also ließ ihn der Wald unbehelligt?

McCrady rannte wie von Sinnen. Seine Füße brannten. Von Zeit zu Zeit hörte er hinter sich ein trockenes Brechen und Bersten. Er wurde verfolgt. Von wem?

Von den ehemaligen Gefährten aus dem Dorf? Von den bizarren und unheimlichen Wesenheiten, die im Seelenwald lebten?

Er sah alles wie durch dichte Schleier. In seinem Schädel wühlte der Schmerz, Zuurrd, der Dämon, versuchte, sich an die Oberfläche seines Ichs emporzukämpfen und die Herrschaft über den Körper wieder zu übernehmen.

Du kannst mich nicht ewig in Schach halten, Elender! geiferte die Wesenheit, als sie diese Gedanken wahrnahm.

Stoßweise kam McCradys Atem.

Er lief langsamer. Seine Hände fuhren an die Schläfen. Nein! dachte er verzweifelt. Nicht jetzt. Nicht ausgerechnet jetzt!

Taumelnd und blindlings rannte er jetzt.

Immer wieder stieß er gegen Baumstämme. Den Schmerz fühlte er nicht. Seine Hände bluteten. Wenn er hinfiel, rappelte er sich wieder hoch und rannte weiter.

Jähe, aberwitzige Angst rumorte in seinen Eingeweiden. Noch war er ein Mensch… Ein Wesen mit menschlichen Gefühlen, verbesserte er sich gleich darauf.

Aber wenn Zuurrd siegte, war das vorbei. Dann würde er zurückkehren. Und er wußte, was die Alten mit Verrätern anstellten.

Plötzlich fiel ihm das Denken wieder leichter. Mit ausgestreckten Händen lief er weiter.

Dann hörte er das Kichern. In den Bäumen ringsum entstanden verzerrte Horror-Fratzen. Wüste Gesichter, die sich zu den unmöglichsten Grimassen verzogen. Riesige Mäuler klafften auf, sonderten gelblichen Schleim ab und lachten und kreischten.

Er blieb nicht stehen.

Das Gelächter gellte jetzt von überall her. Aber es hielt ihn nicht auf.

Niemand griff nach ihm. Niemand versuchte, ihn zu halten.
Weiter!
McCrady wurde nur noch von dem Gedanken beseelt, diesen Horror-Wald zu verlassen.
Sinclair! Er mußte es irgendwie schaffen, den Geisterjäger zu erreichen und um Hilfe zu bitten!
Das Rauschen der Bäume war wieder zu hören. Unwirklich. Geheimnisvoll. Wie Stimmen aus einer anderen Welt.
Und die dünnen Zweige, die ihm bisher nur ins Gesicht gefetzt waren, entwickelten ein Eigenleben!
Wie von unsichtbaren Fäusten geführt, peitschten sie auf ihn ein.
McCrady riß seine Arme vors Gesicht. Die Wucht der Schläge konnte er so aber nicht mindern.
Jetzt spürte er auch Bewegungen zu seinen Füßen.
Das Gelächter schwoll an.
Eiskalte Furcht lähmte ihn schier. Aber er rannte noch immer.
Da!
Ein Weg!
McCrady warf sich förmlich vorwärts! Er brach durch dichtes, dorniges Gestrüpp und torkelte auf den mit weichem, moosartigen Gras bewachsenen schmalen Weg hinaus.
Das Gekicher verfolgte ihn. Die Äste, die bisher ein natürliches Dach bildeten, gerieten in Bewegung. Das Rauschen wurde kraftvoll und bösartig. Der Boden bebte. Überall wuchsen dünne, sich schlangengleich bewegende Arme empor. Fürchterliche Krallen saßen daran, die sich rhythmisch öffneten und schlossen.
Hände entstanden.
Hände, die nach ihm griffen!
McCrady konzentrierte sich auf Zuurrd. Er wußte plötzlich, wie er sich retten konnte! Der Dämon in seinem Schädel mußte mehr Einfluß bekommen, so daß seine Ausdünstungen deutlicher wurden. Damit konnte es vielleicht gelingen, den Wald zu bluffen.
Es war ein riskantes Spiel, denn wenn er Pech hatte, wurde Zuurrd schlagartig zu mächtig. Vielleicht wartete er auch nur auf diese Gelegenheit!
McCrady lockerte den Psycho-Block, den er um das Zentrum seines Seins herum aufgebaut hatte.
Sofort reagierte der Dämon.
Zuerst schwach, dann machtvoll! Er blähte sich förmlich auf, warf sich gegen die geistige Fessel McCradys an, versuchte, sie zu sprengen.
McCrady schrie auf.
Aber es gelang ihm, den brutalen geistigen Vorstoß des Dämons zu parieren.
Die Klauenhände pendelten seitlich weg, ohne ihn zu verletzen.

Das Wüten der dünnen Äste hörte augenblicklich auf.
Der Wald fiel auf seine Taktik herein!
McCrady registrierte dies jedoch nur beiläufig. Halb ohnmächtig hastete er weiter. Seine ganze Kraft mußte er jetzt darauf konzentrieren, den Dämon in Schach zu halten.
Er lief weiter, bis ihn die Helligkeit blendete.
Helligkeit?
Seine Augen weiteten sich ungläubig. Zuerst wollte er es nicht begreifen. Aber das, was er sah, war Wirklichkeit! Vor ihm, höchstens zehn Yards entfernt, lichtete sich der Wald! Und dahinter breitete sich – momentan nur in grotesken Fragmenten erkennbar – eine weite, mondbeschienene Grasebene aus. Irgend jemand hatte dort ein Feuer gemacht.
Mit einem erstickten Aufschrei warf sich McCrady vorwärts. Er dachte nicht an die Warnungen der Priester, die er so oft in seinem langen Leben gehört hatte. Dachte nicht daran, daß er nicht mehr im eigentlichen Sinne lebte.
Er war tot und doch nicht tot.
Er begriff es nicht, hatte es nie begriffen. Aber jetzt sollte sich sein Schicksal erfüllen…
Einen Augenblick lang glaubte er, ein unsichtbares Hindernis zu durchdringen. Ein eiskalter Hauch durchrieselte seinen Körper.
Dann stach bösartiger Schmerz in seinen Schädel.
Zuurrd, der Dämon, erkannte seine augenblickliche Schwäche.
Sofort griff er an.
Und diesmal hielt McCradys Barriere dem Ansturm der dämonischen Wesenheit nicht mehr stand! Sie zersplitterte wie ein Spiegel, in den ein großer Stein geschleudert wird.
Narr! geiferte Zuurrds telepathische Stimme. *Du hast den Schirm durchbrochen! Wir sterben! Du vernichtest uns! Nur unter dem Schirm kann ich deinen Körper am Leben erhalten!*
Und McCrady brach in die Knie! Ziehende Schmerzen überall.
Meine Hände, dachte er voller Panik. Er starrte sie an. Die Haut platzte überall auf. Darunter kamen die Muskeln und Sehnen zum Vorschein. Auch sie zerbarsten. Knochen schimmerten.
McCrady robbte weiter.
Auf das Feld hinaus.
Der Seelenwald lag hinter ihm. Er hatte es geschafft. Er war frei!
McCrady wandte sich um. Es fiel ihm irrsinnig schwer.
Hinter ihm war nichts zu sehen! Der Wald schien vom Erdboden verschluckt worden zu sein! Der magische Tarnschild bewirkte das.
McCrady lächelte. Er hatte den Wald tatsächlich durchdrungen.
Und deshalb… deshalb starb er jetzt.
Zuurrd hatte ihn nicht belogen.

Wie ein glühender Nagel fraß sich diese Erkenntnis in sein Gehirn.
»Alles sinnlos!« röchelte er, während er zuckend und zitternd liegenblieb.
Seine skelettierten Finger wühlten sich in das duftende, mit Tautropfen übersäte Gras.
Er spürte, wie es mit ihm zu Ende ging. Mit ihm – aber auch mit Zuurrd, seinem dämonischen Parasiten. Der litt ebenfalls Höllenqualen und wand sich. Die psychischen Ausstrahlungen prasselten auch in McCradys Geist.
Aber McCrady ertrug sie. Der Triumph, daß er den Dämon mit in den Tod nahm, war viel mächtiger!
Und dann besann er sich wieder auf das Feuer, das er gesehen hatte. Wo ein Lagerfeuer war, da waren auch Menschen!
Millimeter für Millimeter zog er sich vorwärts.
Sinclair! Vielleicht konnte er ihm doch noch einen Hinweis zukommen lassen.
»Hilfe!« krächzte McCrady.
Zu leise! Viel zu leise! Das hören sie nicht! Seine Stimmbänder versagten. McCrady wußte, daß der Zerfall von den Händen ausgehend über Arme und Schultern auf den gesamten Körper übergriff.
Wieviel Zeit mochte ihm noch bleiben?
Sein linker Arm! Er spürte ihn nicht mehr! Er riß seinen Schädel herum, starrte hin.
Er sah nur noch blanke Knochen!

***

Asmodina, die Tochter des Teufels, erschien!
Knisternde, funkensprühende Luftwirbel umflirrten sie! Violette und schwarzbraune Blitze loderten! Um ihren Kopf geisterten Flammenzungen!
Das ebenmäßige, unnatürlich schöne Gesicht war durchscheinend. Die aus ihrer Stirn wachsenden Hörner schienen zu leben; wie Schlangen wanden sie sich, pendelten sie hin und her.
Ebenso war Asmodinas Gesicht nicht fest. Die Konturen verschwammen hierhin und dorthin.
Ich starrte meine Erzgegnerin an, und sie erwiderte meinen Blick.
Der Haß auf mich hatte sich tief in ihr Gesicht eingegraben. Ich sah ihr an, daß sie sich nur mühsam beherrschte. Sie wollte sich vor mir keine Blöße mehr geben.
Die Schatten auf dem Treppenabsatz verharrten.
Die Handlanger warteten ab, was ihre Gebieterin zu tun gedachte.
Noch immer starrten wir uns an.
Weder sie noch ich senkte den Blick.

Wir waren Todfeinde, und wir wußten beide, daß eine Entscheidung bevorstand. Eine endgültige Entscheidung. So etwa hatte ich mich gefühlt, als ich dem Schwarzen Tod gegenübergestanden hatte. Damals, auf dem unheimlichen Berg am Ende der Welt.

»Du wirst dieses Gebäude nicht mehr lebendig verlassen, Sinclair!« zischte sie.

Ich hob die Beretta, obwohl ich mir insgeheim sagte, daß ich damit wohl nicht sonderlich viel gegen sie ausrichten konnte. Sie war nicht nur ein Dämon… Sie war die Tochter des Teufels. Die geweihten Silberkugeln mochten auf sie keinen allzu großen Eindruck machen.

Nun, ich war zumindest entschlossen, das herauszufinden. Außer der Beretta, dem silbernen Dolch und meinem Kreuz hatte ich momentan nichts anzubieten.

In dem Augenblick, in dem sie ihre rechte Hand hochriß, zog ich den Stecher durch.

Die Kugel fauchte aus dem Lauf.

Asmodina lachte höhnisch.

»Damit kannst du mir nichts anhaben, Sinclair!« schrie sie. »Du siehst lediglich ein Spukbild von mir… Und Spukbilder kann man nicht vernichten! Weder mit geweihten Kugeln noch mit deinem famosen Kreuz! Eigentlich müßtest du das nach deinem Abenteuer mit Zaandaar, dem Traum-Dämon, gelernt haben!«

Sie machte sich lustig über mich!

Meine Silberkugel klatschte harmlos irgendwo in das brüchige Mauerwerk.

Und jetzt griff Asmodina an!

Aus ihren Fingerspitzen zuckten blutrote Kugeln!

Wie Kometen!

Sie rasten auf mich zu!

Ich feuerte, ohne zu zielen. Dennoch traf ich zwei dieser Teufelsgeschosse! Sie zerplatzten in einer giftgelben Wolke.

Asmodina lachte gellend.

Wieder schleuderte sie ihre Glutkugeln!

Ich warf mich herum.

Die Kugeln zischten haarscharf an mir vorbei und schlugen in Boden und Wände. Risse entstanden. Schwefeldämpfe wallten und waberten!

Ich war auf den Füßen. Das Kreuz auf meiner Brust pulsierte.

Glenda! Sie bewegte sich schwach, war jedoch ohne Bewußtsein.

Ich riß sie hoch, warf sie mir wieder über die Schultern.

Hinter uns prasselten weitere Geschosse in den Boden. Schleuderte sie die Dinger absichtlich daneben? Genoß sie das Spielchen?

Ich wußte es nicht.

Wie lange mochte es noch dauern, bis wir getroffen wurden?

Ich hetzte die Stufen hinunter. Irgendwo am Rande bekam ich mit,

daß zahlreiche Stimmen im Erdgeschoß unten laut wurden.
Männer stürmten in das baufällige Gebäude.
Sie hatten die Schüsse gehört.
Hinter mir heulten und tobten die Handlanger.
»Schweigt!« donnerte Asmodina. »Er wird sterben! Und ihr ebenfalls! Ihr wart zu unvorsichtig! Deshalb werdet ihr mit ihm untergehen!«
Ich hörte einen fürchterlichen Knall! Die Treppe wölbte sich mir plötzlich entgegen! Wellenlinien bildeten sich. Ich flog, wie von der Tarantel gebissen, vorwärts. Rot waberte rings um uns her. Grelles, schmerzhaftes Leuchten und Flackern stach in meine entsetzt aufgerissenen Augen.
Ja, in diesen Sekunden hatte ich entsetzliche Angst.
Mit beiden Füßen landete ich auf dem nächsten Treppenabsatz.
Die Wucht des Aufpralls pflanzte sich bis in meine Haarspitzen fort! Glendas Gewicht tat das ihre, um mich beinahe in zwei Stücke zerbrechen zu lassen.
Instinktiv glich ich den Schlag aus, federte in die Knie. Und rannte schon wieder weiter. Links und rechts prasselten Asmodinas Glutgeschosse in die Wand. Im Gegensatz zu ihr waren sie verdammt real! Die Hitze schlug mir ins Gesicht.
Die Risse in Wänden und Boden verbreiterten sich. Schwarze Wolken wogten.
Dann war ich um die nächste Biegung und hetzte die letzten Stufen hinunter.
Erster Stock.
Erdgeschoß.
Männer eilten mir entgegen. Ihre Gesichter leuchteten in der Finsternis. Hier und da blitzten Taschenlampen auf.
»Sinclair? Sind Sie das?«
»Ja! Weg hier! Raus!« brüllte ich ihnen entgegen..
Gesteinsbrocken prasselten herunter. Über uns krachte und knirschte es. Das Schreien der dämonischen Handlanger flog in irrsinnige Höhen, verzückt, wie von Sinnen mußten sie sein im Angesicht ihres Todes.
Sie waren Fanatiker!
Besessene!
Das Ende kündigte sich an. Dumpfes Grollen durchzog die Ruine. Die Kollegen vom Yard hatten begriffen. Sie hetzten ebenfalls dem Ausgang zu, nachdem sie mir Glenda Perkins förmlich aus den Händen gerissen hatten.
Und ich packte es jetzt besser. Das silbrige Leuchten, das plötzlich von meinem Kruzifix ausstrahlte, stärkte mich, gab mir die Kraft, die ich brauchte, um mich in Richtung Ausgang zu katapultieren.
Hinter uns brach die Treppe in sich zusammen. Das Getöse mußte

meilenweit zu hören sein.
Staub wirbelte auf und fegte über uns hinweg.
Dann krachten mehrere Donnerschläge. Wie Explosionen. Über uns! Hinter uns!
Der Boden zitterte, schwankte, bebte. Die Wände wackelten.
Überall brandete ein glutrotes Leuchten auf.
»Die Decke!« kreischte jemand.
Aber es war nicht nur die Decke, die herunterdonnerte! Die ganze Ruine fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen! Tonnenschwere Trümmer regneten herunter! Staub flirrte! Feurige Flammenbündel loderten. Und über all dem brandete Asmodinas Höllengelächter! Sie gab uns eine Kostprobe ihrer Macht!
Der Ausgang!
Wir stürzten ins Freie. Rannten verzweifelt um unser Leben.
Schreie hinter mir zeigten an, daß uns das Chaos förmlich auf den Fersen war.
Ich aber sah nicht zurück.
Den Lärm bekam ich gar nicht mehr richtig mit. Auch den Staub, der sich jetzt mit dem Nebel vereinte, war für mich nicht mehr real vorhanden.
Plötzlich herrschte Stille. Ich fühlte mich leicht wie eine Feder. Etwas riß mich von den Füßen in die Höhe. Ich wurde davongeschleudert.
Ein brutaler Schlag traf mich am Schädel.
Die Lichter gingen aus. Es wurde dunkel. Gleich darauf glaubte ich, in einen ungeheuerlichen, rotglühenden Rachen zu stürzen.
Und dann kam der Blackout.

***

Jeanette Bytow warf den dicken, knorrigen Ast ins Feuer.
Hoch loderten die Flammen auf, Funken stoben davon. Einige Herzschläge lang schien die Dunkelheit, die wie ein bösartiges, schwammiges Ungetüm außerhalb des Lichtkreises lastete, zum Leben zu erwachen. Die zuckenden Flammen des Lagerfeuers warfen ihren Widerschein auf die Büsche und Bäume des kleinen Gehölzes, bei dem sie ihr Zelt aufgebaut hatten. Dazu das Prasseln und Knistern und Knacken der brennenden Holzscheite…
Eine unheimliche Spannung baute sich auf.
Jeanette spürte einen eiskalten Lufthauch und fröstelte. Das gefiel ihr überhaupt nicht. Sie spielte mit dem Gedanken, Melanie aufzuwecken.
Dann tat sie es doch nicht.
Unsinn, sagte sie sich. Alles Unsinn. Meine Fantasie geht mit mir durch.
Sie dachte an die zurückliegenden Tage. Seit zwei Wochen waren sie jetzt unterwegs. Kreuz und quer durch Schottland. Jetzt befanden sie

sich auf dem Rückweg nach London. Von dort aus würde sie nächste Woche wieder nach Hannover zurückfliegen. Sie war nur zu Besuch auf die Insel gekommen. Melanie Dorshire, ihre Brieffreundin, hatte sie zu der Spritztour eingeladen.

Zuvor aber hatten sie Melanies 25. Geburtstag gefeiert. Es war eine tolle Fete gewesen. Jeanette hatte eine Menge netter Leute kennengelernt. Und das nicht nur auf der Party. Auch auf dieser Schottland-Tour. Überall waren die Leute freundlich und zuvorkommend gewesen. Rauh, aber herzlich, wie Mel immer betonte.

Jeanette seufzte. Sie zog ihre langen Beine an und schlang ihre Arme darum. Den Kopf legte sie auf die Knie. So, wie sie jetzt am Feuer saß und hineinstarrte, wirkte sie wie ein kleines, verängstigtes Reh.

Sie war groß, schlank, ein Girl, das jeder Mann gerne und ausgiebig zweimal ansah. Die knapp sitzenden, ausgebleichten Jeans betonten die langen Beine. Das weite, buntkarierte Flanellhemd paßte dazu ganz hervorragend.

Ihr Gesicht war schmal, feingeschnitten, sanft. Die großen, ausdrucksvollen Augen blickten verträumt.

Irgendwo brach mit einem dumpfen Knacken ein Ast. Ein Käuzchen schrie klagend.

Jeanette zuckte zusammen.

Melanie Dorshire richtete sich abrupt auf.

»Nanni?« hauchte sie fragend.

»Ja?«

»Hast du das auch gehört?«

»Das Käuzchen?«

»Nein… Vorher. Dieses Atmen … oder Stöhnen …«

Jeanette sah ihre Freundin an. Melanies breites, gutmütiges Sommersprossengesicht war bleich und angespannt. Ein Zeichen dafür, daß sie sich keinen Spaß mit ihr erlaubte.

»Ich hab’s nicht gehört. Wirklich nicht«, flüsterte sie erschaudernd.

Melanie legte ihren Finger auf die Lippen. »Ich habe mich nicht getäuscht, ich schwöre es dir. Da hat jemand gestöhnt. Und dann knackte der Ast, und das Käuzchen schrie.«

Jeanette strich sich mit einer fahrigen Geste eine Strähne ihrer langen, braunen Haare aus dem Gesicht.

»Vielleicht…«

Weiter kam sie nicht.

Plötzlich sah sie die Bewegung! Nur ein paar Yards außerhalb des Lichtkreises!

Jemand kroch auf ihr Lager zu!

»Helft mir!« röchelte im selben Augenblick eine fürchterliche Stimme.

Die Bewegungen erstarben.

Jeanette federte hoch. Mit einem Griff hatte sie die Gaspistole aus ihrem Gürtel gezogen. Mit der Linken hielt sie die Stabtaschenlampe.

Eine Falle? Gefahr? Wollte man sie mit diesem Trick vom Feuer weglocken?

Viele aberwitzige Vermutungen purzelten durch ihren Verstand.

Sie schluckte trocken und ging los.

Dort draußen lag ein Mensch. Ein Mensch, der möglicherweise Hilfe brauchte…

»Was machst du denn?« keuchte Melanie. Sie starrte noch immer dorthin, wo vorhin die Bewegung zu erkennen gewesen war. Viel sehen konnte sie jetzt nicht mehr. Es war stockdunkel. Die hellen Flecke, die das Feuer um sich herum auf die Wiese schleuderte, reichten nicht so weit.

Jeanette bekämpfte die in ihr aufsteigende Angst. Ihrer Freundin gab sie keine Antwort. Angespannt schritt sie am Feuer vorbei. Sie nahm sich vor, beim geringsten Anzeichen von Gefahr zu schießen.

Vielleicht war ihnen jemand von Leyburn bis hierher gefolgt. Ihr Vater hatte ihr vor ihrer Abreise viel von der Schlechtigkeit gewisser Herren erzählt. Und sie hatte mit ihren 20 Jahren auch schon entsprechende Erfahrungen gesammelt.

Sie erreichte die Stelle und sah die zusammengekauerte Gestalt.

Der Lichtkegel der Taschenlampe geisterte über sie weg. Jeanette mußte sich brutal zusammenreißen, um nicht laut aufzuschreien.

Ein fürchterlicher Verwesungsgestank strömte von dem Mann aus. Verkrümmt, die Arme ausgestreckt, die Hände in die Erde gekrallt, mit dem Gesicht nach unten, lag er im nassen Gras.

Trotzdem sah Jeanette Bytow die blanken Knochen. Die Hände

…! Es waren Skeletthände!

Das Grauen schnürte ihr die Kehle ab! Eine teigige, nasse Krallenhand legte sich um ihr Herz und drückte langsam zu.

Aber sie schüttelte die Benommenheit tapfer ab. Sie durfte nicht hysterisch werden.

»Nanni…«

Das war Mels zaghafte Stimme. Jeanette hörte die Schritte hinter sich und spürte die beruhigende Nähe der Freundin.

»Erschrick nicht!« sagte sie tonlos.

Da bewegte sich das Skelett!

Jeanette zuckte zurück. Melanie schrie. Jetzt hatte sie die Knochenhände ebenfalls gesehen.

»Bitte…«, krächzte das Zerrbild eines Menschen. »Nicht erschrecken … Ich will euch nichts tun …« Die Stimme versiegte. Röchelnder Atem war zu hören.

Auf Jeanettes Rücken bildete sich eine Gänsehaut. Aber sie überwand sich. Sie beugte sich wieder vor, die Gaspistole nach wie vor in der

Hand. Behutsam versuchte sie, den Mann zur Seite zu wälzen.
»Nanni! Bist du wahnsinnig!« schrie Melanie aus sicherer Entfernung. »Laß ihn liegen! Vielleicht ist die Krankheit, die ihn so zugerichtet hat, ansteckend!«
»Nicht… krank«, keuchte der Mann. »Ich sterbe. Ihr müßt mir zuhören … Wichtig!«
»Ich höre Ihnen zu, Mister«, flüsterte Jeanette, ohne nachzudenken. Alles in ihr hatte sich zusammengekrampft. Noch nie hatte sie einen Menschen sterben sehen, dazuhin noch so qualvoll. Sie konnte sich den schrecklichen Zustand des Mannes nicht erklären. Sie wußte nur, daß ihr von ihm keine Gefahr drohte. Und noch etwas wußte sie: Daß sie bei ihm bleiben und ihn anhören mußte.
»Gefahr…«, stieß er keuchend hervor. »Große Gefahr! Nicht mehr viel Zeit!«
Endlich gelang es Jeanette, ihn auf den Rücken zu drehen. Sein Gesicht sah schlimm aus. Das Gesicht einer Mumie. Schwarzbraune, runzelige Haut. Die Augen ruhten tief in den Höhlen. Ein fiebriger Glanz, überzog sie.
Die Kleider schlotterten um den Körper des Mannes.
»Bitte, reden Sie weiter«, forderte Jeanette flehend und zwang sich, ihr Entsetzen nicht zu deutlich zu zeigen.
Die Skeletthände zuckten. Speichel quoll über die rissigen, verschorften Lippen.
»Scotland Yard benachrichtigen. John Sinclair! Sie müssen John Sinclair warnen… Seelenwald … Jane Collins … Sie soll geopfert werden! Morgen! Ich …« Mit einem erstickten Laut verstummte Peter McCrady.
Der Zerfall griff vollends auf sein Gesicht über.
Jeanette Bytow sah, wie die Haut aufplatzte, sich zurückzog. Als würde ein unsichtbares Feuer sie verzehren…
»Danke«, flüsterte der Sterbende. »Danke! Gott schütze Sie!«
Haltlos fiel sein Kopf zur Seite.
Tränen glitzerten in Jeanettes Augen. Noch immer hielt sie den Kopf des Mannes auf ihren Knien. Ihre Finger krallten sich in den abgenutzten Stoff des Hemds.
»Ist er tot?« erkundigte sich Melanie vorsichtig und kam wieder näher.
»Ja. Ja, er ist tot.«
Jeanette erschrak über ihre rauhe Stimme.
Die Nachwirkungen des Grauens machten ihr zu schaffen. Dieser Mann war keines natürlichen Todes gestorben… Die Tränen perlten über Jeanettes bleiche Wangen.
Unendlich langsam und vorsichtig erhob sie sich und ließ den Fremden zu Boden gleiten. Leere Augenhöhlen glotzten sie an. Der

Knochenschädel wirkte zerbrechlich.
»Wie kann so etwas nur möglich sein? Nanni, begreifst du das?«
»Ich weiß es doch auch nicht!« fuhr Jeanette Bytow ihre Freundin an. Verzweiflung zitterte in ihrer Stimme.
Ein kalter Wind umsäuselte sie. Das knöchelhohe Gras raschelte und duckte sich. Das Lagerfeuer, das zwischenzeitlich ziemlich weit heruntergebrannt war, flammte noch einmal auf.
Jeanette wischte sich über die brennenden Augen. »Wir müssen aufbrechen, Mel. Ins nächste Dorf, nach Peyspean…«
»Aber es ist drei Uhr morgens, Nanni!«
»Das ist doch egal! Ich muß Scotland Yard anrufen, Mel! Hörst du? Ich muß es tun. Es ist sein letzter Wille!«
Melanie nickte nur.
»Du hast ja recht. Ich hab' die Nerven verloren, sorry. Komm…«
Sie nahm Jeanette bei der Hand und wollte sie mit sich ziehen.
Jeanette sah auf die reglose knochige Gestalt hinunter. »Wir können ihn doch nicht einfach hier liegen lassen«, flüsterte sie erstickt.
»Doch, das können wir. Der Polizei wird es nämlich gar nicht gefallen, wenn wir am Tatort etwas verändern!« Melanie Dorshire hatte sich offenbar wieder gefangen und darauf besonnen, daß sie die ältere von ihnen war.
Vielleicht versuchte sie auch nur, ihre Unsicherheit zu verbergen, indem sie sich so burschikos und überlegen gab.
Und dann war da auch noch die Angst…
Als lauere ganz in der Nähe etwas furchtbar Fremdartiges…
Jenes Etwas, das diesen Unglücklichen getötet hatte.
Jeanette ließ sich von Melanie mitziehen.
Fünf Minuten später hatten die beiden Mädchen ihr Zelt abgebaut und auf dem Rücksitz des Jeeps verstaut. Das Feuer traten sie aus. Es dauerte eine kleine Ewigkeit, bis auch die letzten rot wabernden Glutfetzen erloschen waren.
Daraufhin fuhren sie los.
In der Ferne wetterleuchtete es unheilvoll.

***

»Vernichtet?« zischte Murthoom ungläubig und starrte Asmodinas Todesengel an. »Der ganze Zirkel vernichtet?«
Die rothaarige Dämonin in der knappsitzenden schwarzen Lederkleidung lächelte böse. »Du hast dich nicht verhört, Freund. Unsere Herrin war gezwungen, rücksichtslos durchzugreifen.«
»Ja, ja, das hast du mir ja gerade erzählt. Aber das Projekt… Der Ableger des Seelenwaldes in London …«
»Ist vorerst gestorben. Wir werden es zu einem späteren Zeitpunkt neu angehen. Zu einem Zeitpunkt, da feststeht, daß es erfolgreich ist.«

Murthoom ließ diese Worte erst einmal auf sich einwirken. Gedankenverloren blickte er auf die Flamme der vor ihm auf dem Tisch stehenden schwarzen Kerze.

Natürlich war ihm klar, was die Worte des Todesengels für ihn bedeuteten. Gewissermaßen waren sie als Wink mit dem Zaunpfahl zu verstehen. Asmodina erwartete von ihm, daß er das Projekt Seelenwald zum durchschlagenden Erfolg vorantrieb. Alles hing jetzt von ihm ab. Wenn er Erfolg hatte, dann wurde auch das Projekt in London wieder aufgenommen.

Und wenn nicht…

Er wischte diesen Zweifel beiseite. Er würde Erfolg haben!

Murthooms Blick klärte sich wieder. Seine langgliedrigen, knochigen Finger wischten über die rauhe Platte des einfachen Holztisches.

»Und dieser Sinclair…«, sagte er beinahe tonlos.

Der Todesengel leckte sich über die schmalen Lippen. Ein eisiger Ausdruck verkantete das Gesicht der geflügelten Dämonin. Auf Murthoom wirkte es so noch anziehender.

»Meine Herrin konnte ihre Pseudo-Existenz nicht lange genug aufrechterhalten, um definitiv festzustellen, was mit ihm geschehen war. Aber alles deutet darauf hin, daß er unter den Trümmern des Hauses begraben wurde.«

»Das wäre ein gewaltiger Erfolg!«

»Natürlich«, pflichtete die Dämonin bei. »Aber erst brauchen wir Gewißheit.«

Sie erhob sich und schritt unruhig auf und ab. Murthooms Blick heftete sich auf den schlanken, geschmeidigen Körper. Die Lederkleidung betonte ihn genau an den richtigen Stellen. Obwohl Dämon, hatte Murthoom nie den Blick für die Vertreterinnen des anderen Geschlechts verloren. Und diese Vertreterin gefiel ihm ganz besonders.

Sie schien seine bewundernden Blicke nicht zu spüren. Oder sie ließ sich nichts anmerken. Eiskalt und ungerührt blieb ihr Gesicht.

»Nun, wir werden es feststellen«, sagte Murthoom lahm, nur, um überhaupt etwas zu sagen. Die Unterhaltung verlief nicht gerade so, wie er sich das wünschte. Gut, die Londoner Sekte war von Asmodina ausgelöscht worden, weil ihr dieser verfluchte John Sinclair auf die Spur gekommen war. Asmodina riskierte nichts. Der Seelenwald war viel zu wichtig, als daß man ein Risiko eingehen durfte.

Der Todesengel wandte sich ihm wieder zu.

»Du wirst Asmodina nicht enttäuschen, Murthoom«, sagte sie ganz ruhig.

Aber es war keine Frage, sondern eine glasklare Drohung.

»Du weißt, daß sich unsere Herrin auf mich verlassen kann.«

»Beweise es! Sorge dafür, daß das Projekt zu einem Abschluß

kommt.«

Murthoom erhob sich nun ebenfalls. »Das werde ich. Nachher gebe ich meinen Leuten Anweisung.«

Sie unterbrach ihn mit einer unwilligen Handbewegung. »Ich rate dir gut: Du solltest dich nicht zu sehr auf deinen Lorbeeren ausruhen. Der Wald ist hungrig. Das ist ein gutes Zeichen. Je schneller seine Eigeninitiative geweckt und in die richtigen Bahnen gelenkt ist, desto sicherer ist unser Sieg! Nur noch ein kleiner Schritt trennt uns von diesem Sieg!«

»Das weiß ich!« versetzte Murthoom ärgerlich.

»Ich führe lediglich Asmodinas Befehle aus. Sie trug mir auf, dir das alles noch einmal zu sagen.«

Murthoom musterte die Dämonin. »Du kannst unserer Herrin ausrichten, daß der Wald bestens bedient wird!« erklärte er mit leichtem Spott in der Stimme. »Und jetzt wirst du mich entschuldigen müssen. Wie gesagt, ich werde meine Leute zusammenrufen und den schwarzmagischen Kreis bilden. Wir hatten für heute nacht ohnehin noch ein Beschwörungsritual angesetzt. Du siehst, daß wir keinesfalls tatenlos auf Erfolge warten! Bald wird der Wald so weit präpariert sein, daß er gar nicht mehr anders kann, als selbständig tätig zu werden.«

»Das hört sich gut an.«

»Sag es Asmodina.«

Murthoom ließ den Todesengel stehen und verließ den Raum.

Die Tür schmetterte er hinter sich ins Schloß.

Er eilte den langen, finsteren Korridor entlang, und seine Gedanken überstürzten sich. Er ärgerte sich darüber, derart zurechtgewiesen worden zu sein. Verdammt, Asmodina wußte, daß er seine Arbeit sehr ernst nahm. Was war plötzlich in sie gefahren?

Ob das mit diesem Zwischenfall in London zusammenhing? Sicher, dieser Sinclair war gefährlich, das stand fest. Zu oft hatte er das schon bewiesen. Und wenn er noch am Leben war, dann gab es zweifellos ein Nachspiel.

Aber damit hatte er nichts zu tun. London war weit weg. Und das große Spiel lief hier ab. Unbemerkt und mit tödlicher Präzision…

***

Die dämonischen Energien des Seelenwaldes vereinten sich!

Ein unfaßbares Geist-Geschöpf entstand!

Unsichtbare Fühler bildeten sich und griffen in ein Kontinuum vor, das für normale Sterbliche nicht begreifbar war. In die Dimension der toten Seelen…

Scharfe Klauenhände saßen an den Enden dieser Fühler! Auf einen harten Impuls hin wurden sie aktiv! Sie nahmen die Witterung jener

schemenhaften Wesenheiten auf, die diese Dimension bevölkerten!
Aber die Jagd blieb erfolglos!
Die Seelen der verstorbenen Menschen entkamen. An einem Ort, der für die Psycho-Klauen des Waldes unzugänglich war, rotteten sie sich zusammen.
Furcht pulsierte, übertrug sich auf die gesamte Dimension.
Düstere Helligkeit flackerte zuckend. Knisternde Spannung durchzog das Kontinuum.
Der Seelenwald zog seine Fühler zurück. Haß und Ärger erfüllten ihn. Er lebte. Er war hungrig. Die Wesenheiten, die ihn geschaffen hatten, ließen ihn hungern. Und er wußte, warum. Sie wollten, daß er eigenmächtig handelte…
Sein Haß blähte sich auf, wie eine giftgelb gefüllte Eiterblase.
HUNGER!
Der Hunger auf Seelen wurde übermächtig, ließ ihn schier wahnsinnig werden. Unheilvoll bewegten sich die Stämme. Fratzen bildeten sich und verschwanden, ohne daß es der Kollektiv-Intelligenz des Waldes bewußt wurde. Der Hunger überlagerte jegliche Vernunft, jegliche Selbstkontrolle.
Er mußte aktiv werden!
Mußte sich seine Nahrung selbst besorgen!
Und er wußte auch, wie er dies anzustellen hatte. Die schwarzen, rituellen Gesänge der Dämonenpriester Asmodinas, die zahllose Beschwörungen, die er im Laufe der Zeit vernommen hatte, enthielten die notwendigen Anweisungen.
Er mußte auf die Nahrung lauern. Seine Fühler ausfahren. Sie wie ein Netz auswerfen.
Jene Seelen, die bereits in das andere Kontinuum übergewechselt waren, waren unerreichbar für ihn, auf ewig verloren.
Aber die Seelen, die sich auf dem Weg in das andere Kontinuum befanden…
Die Seelen jener Menschen, die starben, während er auf der Lauer lag…
Sie würden ihm eine leichte Beute sein! Sein Hunger konnte gestillt werden!
Die Intelligenz des Seelenwaldes wußte es, denn die Dämonenpriester, die ihn erschaffen und bisher gefüttert hatten, hatten es ihm bewiesen. Die ihm dargebrachten Seelen hatte er mühelos fangen und fressen können.
HUNGER!
Der Seelenwald gierte nach dieser Nahrung!
Jede Faser seines dämonischen Seins verkrampfte sich. Und der Haß und der Hunger waren eine mächtige Triebfeder.
Alles ging rasend schnell! Der Seelenwald schlug zu!

***

Das dämonische Ritual strebte seinem Höhepunkt zu!

Eindringlicher und fordernder wurden die Beschwörungen der dreizehn Dämonenpriester!

Murthoom spürte die ungeheure Anspannung, die von ihm Besitz ergriff. Er stand inmitten seiner Gehilfen, die Hände hochgereckt, die Spaltaugen geschlossen. Eine rötliche Aura umflirrte seinen Schädel.

Murthoom konzentrierte sich auf den Seelen wald!

Auf die dämonische Wesenheit, die er und seine Gehilfen geschaffen hatten!

Unermüdlich sandte er seine Befehlsimpulse aus, hin und wieder gebündelt mit Reizworten aus der alten Sprache der Dämonen. Der Choral der 13 Priester unterstützte seine Bemühungen.

Die Flammen der fünf schwarzen Kerzen, die an jeder Spitze des mit magischer Kreide auf den Fußboden gemalten Pentagramms aufgestellt waren, flackerten höher.

Murthoom bemerkte es, ohne es zu sehen. Seine Trance war so weit fortgeschritten, daß er derartige Wahrnehmungen mühelos vollbringen konnte.

Ein eisiger Windhauch strich durch den unterirdischen Raum mit den schwarzen Wänden!

Murthoom versteifte sich.

Plötzlich war die Wesenheit, die er gerufen hatte, ganz nahe! Der KONTAKT stand unmittelbar bevor! Das war noch nie der Fall gewesen! Die Kollektiv-Intelligenz des Waldes erhörte ihn!

Da tauchte er in ein schwarzes Universum ein…

Murthoom spürte es. Blitzartig wollte er reagieren, sich zurückziehen. Es gelang ihm jedoch nicht. Die dämonische Intelligenz des Seelenwaldes umklammerte ihn.

Die rauhen Stimmen der Dämonenpriester verstummten, wie von einem dichten Samtvorhang begraben.

Murthoom zwang sich, sein Entsetzen nicht zu deutlich werden zu lassen. Der Wald war mächtig… Viel mächtiger, als er es je vermutet hätte!

»Du hast also begriffen!« formulierte er seine Gedanken so präzise wie möglich.

Die Wald-Intelligenz bestätigte höhnisch. *»Ja, das habe ich, Murthoom, großer Priester der Asmodina! Und ich bin dir dankbar! Dir – und deiner Herrin. Ich erkenne sie auch als die meine an!«*

Irgend etwas warnte Murthoom, der Wesenheit zu glauben. Der Ton war viel zu offensichtlich… Trotzdem …

»Du tust gut daran, Asmodina als Herrin anzuerkennen!« erklärte er.

Er hatte sich gefangen. Jetzt erfüllte ihn wilder Triumph. Alles in ihm jubelte. Geschafft! Er hatte es geschafft!

Die Wald-Intelligenz kicherte. *»Ich werde ihr dienen, so, wie sie es erwartet und verdient. Jene Seelen, die ich fresse, werden zu dämonischer Energie umgewandelt und ihr zugute kommen!«*

»Sehr gut! Sehr gut!«

Ein nervenzerfetzendes Hecheln wurde laut. Murthoom spürte eine eisige Kälte, die seinen Geist umflirrte. Abrupt blockte er ab.

Gefahr! gellte es in ihm.

»Du wirst mir in Zukunft mehr vertrauen müssen, Priester!« spottete die Geist-Stimme des Seelenwaldes. *»Schließlich bin ich doch dein Werk – dein Geschöpf. Ab jetzt sind wir Gefährten. Brüder des Grauens. Und unsere Macht wird grenzenlos werden…«*

Murthoom wollte widersprechen, wollte der Wald-Intelligenz sagen, daß Asmodina die Herrin war, daß ihr allein die Macht gehörte, aber er kam nicht dazu.

Die eisige Kälte durchdrang ihn, und er vergaß, was er hatte sagen wollen. Auch die frevlerischen Worte der Wald-Intelligenz verschwanden aus seinem Gedächtnis.

»Ich werde mir meine Nahrung holen«, meldete sich der Seelenwald schließlich wieder. *»Aber ich erwarte auch von dir und deinen Gefährten Zuwendungen… Das blonde Mädchen, das du mir vorhin vorenthalten hast … Ich will es haben! Ich will ihre Seele! Hörst du, Murthoom – ich will ihre Seele! Sie gehört mir! Mir allein!«*

»Du wirst sie bekommen!« versprach Murthoom automatisch.

»Gut! Sehr gut, Schöpfer!«

Mit einem wilden, kreischenden Gelächter verstummte die Gedankenstimme.

Murthoom erwachte aus seiner Trance. Er war noch benommen, aber das störte ihn herzlich wenig. Sieg! hämmerte es in seinem Schädel. Immer wieder: Das ist der Sieg des Bösen!

***

Die Zeit schien stillzustehen!

Das ist das Ende, durchzuckte es mich. Jetzt ist es aus, endgültig!

Das Entsetzen nagelte mich förmlich auf der Stelle fest. Ich konnte mich nicht mehr bewegen! Und ein tonnenschweres Trümmerstück raste auf mich herunter! Es würde mich zerquetschen wie eine Laus!

Mein Herz hämmerte in einem irren Tempo.

Und dann mußte der Aufprall kommen!

Unwillkürlich schloß ich meine Augen. Schmerzhaft spannten sich meine Muskeln an.

Jetzt…

Irgendwann begriff ich, daß ich noch lebte, daß das, was ich gerade noch als Realität angesehen hatte, nur ein Traum, ein verdammter Alptraum gewesen war.

Ja, ich lebte, und ich war in Sicherheit.
Wenigstens nahm ich das an. Wohlige Wärme hüllte mich ein. In meinem Mund spürte ich einen ekelhaften, pelzigen Geschmack, und auf meinen Schädel mußte mindestens der Himmel gefallen sein, so dröhnte und brummte es da. Davon abgesehen hatte ich allerdings keine Schmerzen.
Dann kehrten meine fünf Sinne langsam zurück.
Ich hörte eine Stimme. Ich hatte sie schon oft gehört. Sie war sympathisch, klang fremdländisch und doch ungemein vertraut.
Ich hörte einfach zu, bewegte mich nicht, ließ meine Augen geschlossen. Der Zustand, in dem ich mich momentan befand, ließ sich am besten als träge bezeichnen. Ich wollte nur so daliegen. Jede Bewegung, und sei es auch nur das Krümmen des kleinen Fingers, erschien mir als unzumutbare Anstrengung.
»… klar, Sir. Ich werde versuchen, ihm das schonend beizubringen. Ja, natürlich. Aber Sie wissen ja, wie er ist … Er hat einen typisch britischen Dickschädel. Und wenn es dazuhin noch um Jane geht …«
Pause.
Dann: »Ich könnte allein hinfahren. Mit dem Begriff ›Seelenwald‹ kann ich zwar nicht viel anfangen, aber wenn Jane in Schwierigkeiten steckt…« Die Stimme schwieg kurz, dann sagte sie: »Ich habe immerhin die Dämonenpeitsche.«
Schlagartig setzte meine Erinnerung ein. Plötzlich wußte ich, wem die Stimme gehörte: Suko!
Und ich wußte, um was es ging!
Sukos Stimme klang ernst und nervös. Diese Nervosität übertrug sich auch auf mich.
Bilder und Satzfetzen überschwemmten mich förmlich. Die Erinnerung an die Opferzeremonie in der Wohnhausruine. Die Priesterin, die ich im letzten Augenblick vom Vollzug des Opfers abgehalten hatte. Glenda Perkins auf dem schwarzen Katafalk. Und der monotone Singsang.
Da war es auch um den Seelenwald gegangen!
Wieder sagte Suko etwas, aber das bekam ich gar nicht mit. Nur den Klang seiner Stimme vernahm ich. Meine Gedanken überschlugen sich noch immer. Seelenwald. Asmodina. Das große Werk.
Jane in Gefahr. Das waren die Schlagwörter. Und sie genügten, um mir eine eisige Gänsehaut über den Rücken rieseln zu lassen.
Ich quälte mich aus dem Bett, in das sie mich gesteckt hatten. Die Tür zum Livingroom war angelehnt. Ein schmaler Lichtstreifen sickerte in mein Schlafzimmer.
Nur beiläufig registrierte ich, daß ich mich in meiner Wohnung befand. Es war selbstverständlich.
Alles drehte sich um mich. Offenbar hatte es mich doch schlimmer

erwischt, als ich mir selbst gegenüber hatte eingestehen wollen. Ich hielt mich an der kleinen Kommode fest, dann klarte mein Blick wieder auf.

Stur tappte ich weiter.

Ich wollte wissen, was los war. Irgend etwas stimmte nicht. Das miese Gefühl, das sich in meiner Magengrube ausbreitete, kam nicht von ungefähr. Auf solcherlei Gefühle konnte ich vertrauen.

Draußen sagte Suko: »Also gut, Sir. Ich melde mich dann wieder.«

Ein klackendes Geräusch.

Ich hatte die Tür erreicht und stieß sie auf. Suko schraubte sich im gleichen Augenblick herum, die Augen groß und rund.

»Hey, du machst vielleicht Sachen!« brummte er ärgerlich und eilte auf mich zu.

Ich wehrte ab. »Ein Beamter kennt keinen Schmerz, das solltest du doch langsam wissen!«

Mein Sarkasmus kam nicht sehr gut an. Suko schüttelte den Kopf.

»Na, na!« sagte er. Dabei musterte er mich, als habe er mich schon seit einer Ewigkeit nicht mehr gesehen.

»Du verwechselst mich hoffentlich nicht mit deiner Shao! Ich meine, weil du mich so anstarrst!«

»Keine Sorge, in die Verlegenheit komme ich wohl nie«, versetzte er anzüglich und entspannte sich. Er schien einzusehen, daß ich einigermaßen fit war.

Ich deutete auf das Telefon. »Wer war das?«

»Ich weiß nicht…«

»Suko!«

Er schnaufte und schüttelte seinen Schädel. Sein gutmütiges Pfannkuchengesicht drückte Ärger aus. »Ich hätte mir eigentlich denken können, daß du das Gras auch dann noch wachsen hörst, wenn du halb tot bist!«

»Okay, jetzt weißt du es. Mit wem hast du gesprochen? Es ging um Jane. Und um den Seelenwald.«

»Kannst du mit dem Begriff etwas anfangen?« fragte er hoffnungsvoll zurück. Offenbar schien er immer noch der Ansicht, daß er mich nicht mit einer schlechten Nachricht belasten durfte.

»Und ob«, gab ich zurück.

Im Telegrammstil erzählte ich meinem Partner, was ich hinter mir hatte.

Sukos Augenbrauen hoben sich. »Verdammt!« murmelte er gedehnt. »Sieht so aus, als ob da zwei identische Fälle parallel laufen.«

Er schritt zu der bequemen Wohnlandschaft und ließ sich hineinfallen. Dann kratzte er sich hinter dem Ohr. »Davon hat mir Chiefinspektor Tanner allerdings nichts erzählt«, meinte er nachdenklich.

»Konnte er ja auch gar nicht.«
»Ja, klar. Auf jeden Fall…« Er warf mir einen schnellen Blick zu.
»Der Anrufer eben war dein Chef, Sir Powell. Er hat vorhin einen seltsamen Anruf aus Peyspean bekommen, von zwei Girls. Sie wollten unbedingt mit dir sprechen. Sie sagten, sie hätten einen Sterbenden gefunden, der vor ihren Augen zerfallen sei. Nur das Skelett ist von ihm übriggeblieben. Er bat sie inständig, dich zu benachrichtigen. Dir zu sagen, daß Jane Collins… Daß sie geopfert werden soll. Und er hat auch den Seelenwald erwähnt.«
Ich ließ mir meine Panik nicht anmerken. »Wann soll Jane…«
Suko ließ mich nicht ausreden. »Das wußte Sir Powell auch nicht.«
»Wo haben die Girls den Sterbenden gefunden?«
»In der Nähe von Peyspean. Das ist ein kleines Kaff. Der Yorkshire Dales National Park ist auch nicht weit weg.«
»Jane ist für einen Klienten in der Gegend unterwegs!«
»Das weiß ich doch«, räumte mein massiger Freund bedrückt ein.
Mir wurde heiß und kalt. Das Puzzle fügte sich rasend schnell zusammen. Gestern nacht die Sache in der Ruine… Asmodinas Eingreifen …
Und jetzt die Nachricht, daß Jane in Gefahr war.
Da kochte ein ziemlich giftiges Süppchen. Und mir war klar, daß Asmodina auch dabei ihre Finger im Spiel hatte. Suko hatte mit seiner Vermutung, daß es sich hier um identische Fälle handelte, absolut recht!
Die unmöglichsten Vermutungen purzelten mir durch den Schädel. Ich wischte sie beiseite. Wenn in Peyspean dieselbe Sekte am Werk war wie gestern nacht in London, dann mußten wir hin!
Und zwar schnell!
Den Kopf konnte ich mir auch unterwegs zerbrechen. Das sagte ich Suko, der die letzten drei Minuten sehr schweigsam gewesen war und mich jetzt fixierte.
»Wir brauchen einen Hubschrauber«, sagte ich entschlossen.
»Ich regle das«, erwiderte er knapp. Wir waren ein Team, in Situationen wie dieser brauchten wir nicht viele Worte zu machen.
Mein Freund erhob sich und marschierte zur Tür, die in den Korridor hinausführte.
»Ich gebe Shao Bescheid. Sie soll uns ein Frühstück machen. Du mußt etwas essen. Und inzwischen kannst du dich unter die Dusche stellen. – Und keine Widerrede, Mr. Geisterjäger!« Grinsend drohte er mir mit dem erhobenen Zeigefinger.
Ich verschluckte meinen Einwand und begab mich in Richtung Bad. An der Tür blieb ich noch einmal stehen und wandte mich um.
»Suko…«
Er sah her. »Ja?«

»Hat Tanner mich hierhergebracht?«
»Ja. Und er hatte einige kernige Flüche auf Lager. Zwei seiner Männer sind bei dem Einsatz ums Leben gekommen.«
»Und Glenda Perkins?« Ich konnte nicht verhindern, daß meine Stimme leicht zitterte.
»Sie wurde in ein – ein Krankenhaus eingeliefert.«
»Warum?«
Suko wich meinem Blick aus. »Schock«, sagte er einsilbig.
Ich beschloß, vorerst nicht nachzubohren. Wenn die Zeit reif war, würde mir mein Partner den Rest erzählen, den er mir momentan verschwieg.
Dann fiel mir der dämonische Handlanger ein, den ich überwältigt und auf dem Rücksitz meines Silbergrauen deponiert hatte. Ich stellte die entsprechende Frage.
Suko zuckte die massigen Schultern. »Tanner hat ihn nicht erwähnt. Also war er wohl nicht mehr da.«
Ich preßte meine Lippen zusammen und dachte daran, daß Asmodina ganze Arbeit geleistet hatte. Alle Spuren waren verwischt.
Wenn ich tatsächlich unter den Trümmern des einstürzenden Hauses begraben worden wäre – nichts hätte auf ihr Wirken hingedeutet. Alles wäre eben ein bedauerlicher Unfall gewesen.
Aber sie mußte zumindest damit rechnen, daß ich Glück hatte und am Leben blieb. Auch für diesen Fall hatte sie vorgesorgt. Alles sah so aus, als sei mit dem gestrigen Einsatz das sogenannte große Projekt vereitelt.
Wenn die beiden Mädchen nicht den Yard angerufen hätten…
Ich wußte nicht, um was für ein Projekt es sich definitiv handelte.
Seelenwald – das ließ eine Menge Vermutungen zu.
Ich wußte nur, daß eben dieses Projekt auf Hochtouren lief. Irgendwo in der Umgebung von Peyspean.
Über die Sicherheit, mit der ich das feststellte, wunderte ich mich selbst. Instinkt? Vielleicht. Wenn man schon so lange gegen die Vertreter der Hölle kämpft, wie ich das tue, dann entwickelt man eine derartige Fähigkeit beinahe zwangsläufig.
»Fertig?« fragte Suko.
»Beinahe. – Du hast auf mich aufgepaßt, während ich im Reich der Träume war?«
Er nickte.
»Danke.«
Er lächelte und nickte. »Schon gut, John!«
Ich nickte zurück, dann verschwand ich endgültig im Badezimmer.
Die Zeit zerrann mir unter den Fingern. Ich mußte mich beeilen!

***

Wilder Triumph erfüllte die Kollektiv-Intelligenz des Seelenwaldes!

Ekstatisch zuckende Lichtreflexe flirrten zwischen den dichtstehenden Stämmen des Waldes. Eine düstere Höllenglut waberte auf dem Waldboden.

Es war ihr gelungen, den Dämonen-Priester Asmodinas zu täuschen!

Sie dachte nicht daran, ausschließlich für die Teufelstochter tätig zu werden! Ihr war sie nicht zu Dank verpflichtet! Der Schwarze Tod war es gewesen, der den Keim gelegt hatte, der den Wald – und damit sie – hatte wachsen und gedeihen lassen.

Nun existierte ihr Schöpfer nicht mehr, und so war sie frei!

Und sie wußte auch schon, was sie mit ihrer Freiheit anfangen würde!

Macht wollte sie! Macht und Einfluß! Und nie wieder Hunger leiden!

Sie wußte jetzt, wie sie es anzustellen hatte, um an die begehrte Nahrung heranzukommen.

Aber damit war die dämonische Intelligenz nicht zufrieden! Die Seelen der Verstorbenen, die auf dem Weg in die andere Dimension waren, schmeckten fade. Irgend etwas fehlte.

Erregung pulste im Seelenwald. Das feine Laub, das den Boden in einem dicken Teppich überzog, wurde von einem hektischen Windstoß erfaßt und aufgewirbelt. Geheimnisvoll rauschten die Kronen.

Die Seelenwald-Intelligenz war durchaus in der Lage, Vergleiche anzustellen. Gestern, da hatte sie es gespürt. Da hatten ihre Klauen eine junge Frau umschlungen und das Leben aus ihr herausgepreßt.

Da war dieses geheimnisvolle zusätzliche Fluidum zu spüren gewesen. Wenn sich Murthoom nicht in letzter Sekunde eingemischt hätte, dann…

Die Kollektiv-Intelligenz erschauderte unter dem Zorn, der sich wie ein loderndes Mahnmal aufbaute. In Zukunft würde sie sich nicht mehr behindern lassen! Sie würde sich ihre Nahrung holen!

Sie würde auch selbst töten!

Mit diesem Entschluß kamen auch die Gier und der Hunger zurück. Die Kollektiv-Intelligenz amüsierte sich. Lange genug war sie auf andere angewiesen gewesen. Jetzt war dies nicht mehr der Fall.

Sie war frei und jederzeit in der Lage, selbständig zu handeln.

Ihr Aktionsradius wuchs von Stunde zu Stunde.

Murthoom und Asmodina waren ahnungslos. Und sie würde dafür Sorge tragen, daß sie das auch noch eine Weile blieben. So lange zumindest, bis sie keine Gefahr mehr für sie darstellten.

Ein teuflischer Plan sickerte in das Bewußtsein der Seelenwald-Intelligenz. Vorerst würde sie ganz im Sinne Asmodinas handeln.

Sie würde ihr die dämonische Energie liefern, die sie offenbar so notwendig brauchte.

Mit dieser Energie wurde unter anderem auch der magische Schutzschirm betrieben, der den Wald-Körper tarnte. Das mußte so bleiben.

Ja, sie würde der Teufelstochter eine wertvolle Verbündete sein.

Doch irgendwann, wenn die Zeit reif wäre, würde sie zuschlagen und ausschließlich in ihrem eigenen Interesse handeln.

Vorsichtig fuhr die Intelligenz ihre Para-Fühler aus. Schon nach wenigen Sekundenbruchteilen bekamen sie Kontakt. Murthooms Gedanken. Voller Zuversicht und Triumph. Der Dämon dachte an Einfluß und grenzenlose Macht an Asmodinas Seite.

Die Intelligenz ließ ihre Fühler weitergleiten. Sie spürte das Relikt Asmodinas, welches die von ihr geschaffene dämonische Energie aufnehmen sollte.

Also hatten sie alles bestens vorbereitet. Mit Komplikationen rechneten sie nicht. Gut, gut! Um so besser, hechelten die Gedanken der unfaßbaren Wesenheit.

Die Kollektiv-Intelligenz zog ihre Para-Fühler zurück.

Der Hunger wurde gleichsam übermächtig. Sie beschloß, ihn zu stillen. Sie würde töten! TÖTEN! Und sie würde sich ihre Nahrung holen. Die geeigneten Opfer kannte sie bereits. Vorhin, während der Nachtperiode, hatte sie ihr pochendes Leben gespürt, ihre Energie, ihre Jugend. Zwei weibliche Wesen waren es gewesen. Sie hatten sich ganz in der Nähe ihres Leibes, des Seelenwaldes, aufgehalten.

Die Wald-Intelligenz konzentrierte sich. Ungeheuerliche dämonische Energien wurden entfesselt und aktivierten das Para-Zentrum.

Der Seelenwald hatte die Jagd aufgenommen!

Das Grauen kam über die Menschen von Peyspean!

***

Suko verabschiedete sich von Shao. Er umarmte sie mit einer Zärtlichkeit, die man dem massigen Burschen auf den ersten Blick gar nicht zutrauen würde.

Ich stand bereits an der Wohnungstür, die Hand auf der Klinke.

Ich war nervös. Daran hatte auch das herzhafte Frühstück, das Shao gezaubert hatte, nichts ändern können. Schweigend hatten wir es hinuntergeschlungen. Auch Shao war sehr still gewesen. Sie machte sich Sorgen. Um ihren Suko. Um Jane. Um mich. Sie wußte so gut wie wir, daß es wieder einmal um Leben und Tod ging.

Aber sie hielt sich tapfer, denn sie wußte auch, daß unser Kampf geführt werden mußte.

Ich blickte auf meine Armbanduhr. Kurz nach 9 Uhr. Der Hubschrauber war bestellt. Suko hatte mit Sir Powell persönlich telefoniert, und mein Chef hatte natürlich umgehend alles in die Wege geleitet.

Auch der Polizeiposten in Peyspean war benachrichtigt.
Ich nagte an dem Begriff Seelenwald herum und malte mir die schrecklichsten Dinge aus. Ich ahnte ja nicht, daß die Wirklichkeit noch viel schlimmer war.
»Okay, wir können«, sagte Suko, strich seiner Shao noch einmal über die Wange und lächelte dem hübschen, schwarzhaarigen Chinagirl noch einmal beruhigend zu. »Wird schon schiefgehen.«
Sie nickte stumm.
In ihren dunklen Katzenaugen stand die Sorge geschrieben und die Angst. Aber sie lächelte. Wahrscheinlich fiel ihr das unsagbar schwer.
Ich schüttelte ihre zerbrechlich wirkende Hand. Schweigend.
Worte waren jetzt einfach überflüssig.
Sodann drehte ich mich um. Den Einsatzkoffer mit den Spezialwaffen trug ich in meiner Linken. Die Beretta steckte geladen in meiner Schulterhalfter. Um den Hals trug ich mein Silberkreuz.
Ich drückte die Klinke und öffnete die Tür.
Da federte der Schemen, der draußen gelauert haben mußte, vorwärts!
Ich sah die lange, teuflische, spitz zulaufende Messerklinge, die auf mich zeigte.
Glenda Perkins' Hand!
Und jetzt wußte ich auch, was Sukos Zögern vorhin zu bedeuten gehabt hatte!
Glenda hatte den Verstand verloren!
Ich schnellte mich zur Seite, rammte voll gegen Suko. Dem tödlichen Messerstoß entging ich so.
Glenda schrie kreischend. Sie war völlig außer sich. Die Wucht ihres Angriffs riß sie vorwärts, in Sukos Wohnung hinein. Sie taumelte. Aber das Messer hielt sie noch immer in der Hand.
Jetzt riß sie sich förmlich herum.
Ich aber machte der Sache ein Ende!
Noch bevor Suko oder Shao reagieren konnten, warf ich mich vor, packte Glendas Handgelenk.
»Glenda!« brüllte ich verzweifelt.
Himmel, sie mußte uns doch erkennen!
Ein Ruck durchlief sie. Plötzlich entspannte sich ihr Körper, der Dolch polterte zu Boden.
Suko hob ihn blitzschnell auf.
»Glenda, was ist los? Wo kommen Sie her?« Ich riß sie zu mir heran.
Sie sagte nichts. Lächelnd und abwesend sah sie mich an. Ihre Pupillen waren unnatürlich geweitet. Das Weiß in ihren Augen leuchtete gespenstisch.
»Glenda!« Diesmal sprach ich ihren Namen ganz sanft aus.
Sie schluchzte auf und warf sich an meine Brust. Ihre Arme

schlangen sich um meinen Nacken. Ich spürte ihren bebenden, zuckenden Körper.

»John!« wimmerte sie. »John!«

»Ich bin doch hier«, sagte ich lahm.

»Sie wollen mich töten«, hauchte sie tonlos. »Alle wollen mich töten. Der Seelenwald – er will meine Seele. Ich weiß es. Ich höre seine Stimme…«

Hart schluckte ich.

Suko und Shao standen mit bleichen Gesichtern da, hilflos, wie wußten nicht, was sie tun konnten.

»Niemand wird Ihnen etwas tun, Glenda!«

»Doch, John, der Wald… Ich muß sein Opfer werden … Und ich muß dich töten, obwohl ich dich liebe.« Mit einem verzweifelten Laut brach sie zusammen. Sie wurde einfach schlaff, als wäre irgendwo ein Stecker herausgezogen worden. Wie eine übergroße Puppe hing sie in meinen Armen.

Suko räusperte sich. »Ich wollte es dir schonend beibringen, John«, meinte er. »Der Schock… Dann das Beschwörungsritual in der Ruine müssen sie … Nun, sie ist nicht mehr sie selbst. Deshalb hat Tanner, mit Einverständnis von Sir Powell, dafür gesorgt, daß sie in eine Klinik kam …«

»Und dort ist sie nicht lange geblieben«, räumte ich ein.

Er nickte. »Sieht so aus. Was machen wir jetzt mit ihr?«

Ich überlegte laut. »Hierlassen können wir sie nicht«, murmelte ich. »Wenn sie aufwacht und wieder durchdreht, dann…« Ich sah auf Shao. Suko verstand.

Und dann kam mir plötzlich eine verrückte Idee.

Auf eine mysteriöse Art und Weise, wahrscheinlich durch das Beschwörungsritual, hatte sie Kontakt zum Seelenwald. Er schien sie lenken zu können.

Ich wandte mich an Shao und bat sie, die Klinik anzurufen, aus der Glenda entflohen war, und dort Bescheid zu sagen, daß sie bei uns war. Dann schlug ich Suko, der momentan überhaupt nichts begriff, kameradschaftlich auf die Schulter.

»Auf was wartest du eigentlich noch? Los, komm schon, Alter! Wir haben schon viel zuviel Zeit verpulvert!«

»Aber Glenda!«

»Die nehmen wir mit.«

»Das ist doch verrückt, John!«

»Wer oder was ist heutzutage schon noch normal?«

Ich drückte Suko den Einsatzkoffer in die Hand. Dann nahm ich Glenda auf meine Arme und marschierte los.

Suko fluchte und murmelte etwas vor sich hin: »Verflixter Dickschädel!« und »Kaum von den Toten auferstanden, und schon

wird er wieder übermütig!«
Aber er folgte mir.
Ich lächelte in mich hinein. Suko hatte mich total durchschaut.
Wahrscheinlich war ich wirklich verrückt, wie mein chinesischer Freund vorhin behauptet hatte. Oder das Trümmerstück, das mir beim gestrigen Einsatz an den Schädel geflogen war, hatte mehr durcheinandergebracht, als mir lieb sein konnte.
Auf jeden Fall mußte ich mir selbst gegenüber zugeben, daß ich auch nicht so recht wußte, warum ich Glenda mitnahm.
Aber manchmal hat man diese Eingebungen, und dann sollte man sie schon ernst nehmen. Genau das tat ich.

***

Geduckt rannten wir zu dem Yard-Hubschrauber hinüber. Das laute Dröhnen machte mich schier taub. Der heftige Wind schleuderte mir winzige Regentropfen ins Gesicht.
Wir enterten den Libellenkörper, ließen uns in die Schalensitze fallen und schnallten uns an.
Der Pilot nickte uns zu, sagte »Hello, Oberinspektor, hello, Mr. Suko«, und zog den Hubschrauber hoch.
Rasend schnell sackte das schwarzgraue, nasse Band der Straße unter uns weg. Die Kollegen von der City Police, die die Straße gesperrt hatten, um das Landemanöver abzusichern, gaben uns Handzeichen.
Der bleigraue Himmel, der sich wieder einmal über der Riesenstadt London ausdehnte, wirkte beileibe nicht ermunternd.
In der Ferne schwamm undeutlich hinter dicken Wolkenschleiern die Sonne. Sie war viel zu schwach, um den Dunst durchdringen zu können.
Nun ja, irgendwie gewöhnte man sich auch an dieses Wetter. Ich starrte durch die Plexiglaskanzel und hing meinen Gedanken nach.
Suko schwieg beharrlich. Ebenso Glenda, die neben ihm auf einem der Rücksitze kauerte und mit geweiteten, ausdruckslosen Augen vor sich hin starrte.
Was mochte hinter ihrer Stirn vorgehen?
Und dann kam gleich die nächste Frage, die mich quälte: Was erwartete uns in Peyspean?
Nichts Gutes, soviel stand für mich fest.
Der Seelenwald…
Dabei gab es, soweit ich informiert war, in Peyspeans Umgebung weit und breit kein größeres Waldstück. Ähnlich wie draußen in Hampstead Heath, bot sich der Yorkshire Dales National Park als eine Art Heidelandschaft dar. Wacholderbüsche, Brombeergestrüpp, vereinzeltstehende Birken, hin und wieder ein mickriges Gehölz und ansonsten nur weite, verfilzte Grasteppiche.

Vielleicht erwies sich die ganze Sache doch noch als Ente.
Ein frommer Wunsch.
Daß er nicht in Erfüllung gehen konnte, das wußte ich. Zu viele Fakten sprachen dagegen. An erster Stelle stand hier die Information der beiden Girls. Vorhin, beim Frühstück, hatte mir Suko auch ihre Namen gesagt. Jeanette Bytow und Melanie Dorshire hießen sie.
Sie hatten den Seelenwald und Jane Collins ins Spiel gebracht.
Jane war nach Gorlochny unterwegs gewesen. Dieses Dorf lag nur zwei Meilen von Peyspean entfernt. Und der Begriff Seelenwald war gestern Nacht gleich mehrmals gefallen.
Also hatten sich die Girls ihre Geschichte gewiß nicht aus den Fingerspitzen gesaugt.
Nun, ich würde mit ihnen reden. Und auf das Skelett des Mannes, der vor ihren Augen förmlich zerfallen war, war ich auch gespannt.
Vielleicht kamen wir so irgendwie weiter.
Das böse Gefühl, das mir in der Magengrube saß, machte mich jedenfalls mächtig unruhig. Meine Gedanken glitten ab, zu Jane. Die Sorge um die hübsche Privatdetektivin nahm mich gefangen.
Wurde beinahe zur Panik. Aber ich blockte das ab. Ich durfte mich jetzt nicht verrückt machen. Himmel, wir hatten schon so viele brenzlige Situationen überstanden. Wir mußten auch dieses Mal ganz einfach Glück haben!
Außerdem hatte ich schon ziemlich viel von meiner Ration beansprucht. Gestern abend beispielsweise. Suko hatte mir erzählt, was ihm Chiefinspektor Tanner berichtet hatte. Demnach war ich dem Tod buchstäblich um Haaresbreite entgangen. Ein gewaltiges Trümmerstück hatte meinen Kopf gestreift und mich ins Aus geschickt.
Tanner hatte mich vollends aus der Gefahrenzone geschleift und später nach Hause gebracht.
Tanner war Leiter der Mordkommission, und in der Vergangenheit hatten wir schon öfter miteinander zu tun gehabt. Unter anderem damals, als die Teufelssekte London unsicher gemacht hatte. Er war ein kauziger Bursche. Trotzdem mochte ich ihn ganz gerne.
Ich biß meine Zähne zusammen, warf dem hageren Piloten einen knappen Seitenblick zu und versuchte, auf andere Gedanken zu kommen.
Entspannt und konzentriert zugleich saß der junge Bursche hinter den grünleuchtenden Instrumenten. Von Konversation schien er nicht viel zu halten. Es war mir recht.
Die Sicht wurde besser. Vor uns riß die Wolkendecke auf, und jetzt zeigten sich auch ein paar schüchterne Sonnenstreifen. Das Land unter uns präsentierte sich in kräftigen, eindrucksvollen Farben.
Wenigstens etwas.
Wieder sah ich auf die Uhr. Seit 17 Minuten waren wir unterwegs.

Die rund 200 Meilen Distanz, die London von Peyspean trennen, schmolzen zusammen.

Mit jeder Sekunde, die verstrich, kamen wir unserem Ziel näher.

Unser Ziel – und dem namenlosen Grauen!

***

Der Tod war unterwegs!

Noch verbargen ihn die Morgennebel, die sich an diesem Tag überhaupt nicht auflösen wollten. Wie ein monströses Wattemeer schwebten sie über dem Land.

Niemand sah die schlangengleichen Bewegungen im Gras.

Ein zufälliger und gedankenverlorener Beobachter hätte meinen können, der Wind habe sich darin verfangen.

Aber es war windstill.

Eine eisige Kälte lag über dem Land. Eine Kälte, die unnatürlich wirkte, unnatürlich und fremdartig. Als strahle sie von einem Wesen aus, das nicht von dieser Welt war.

Der Seelenwald war aktiv geworden!

Seine Para-Klauen hatten die magische Barriere durchstoßen, die ihn tarnte. Und nun waren sie unterwegs, um sich die auserwählten Opfer zu holen.

Jeanette Bytow und Melanie Dorshire!

***

Mit einem berstenden Knall zersplitterte die Fensterscheibe!

Scherben prasselten in das freundlich eingerichtete Zimmer.

Jeanette Bytow zuckte herum. Aus geweiteten Augen starrte sie auf den monströsen Schatten, der auf sie zuschoß!

Sie kam nicht einmal mehr dazu zu schreien!

Das übernahm Melanie Dorshire!

Sie brüllte wie am Spieß! Ihre Stimme kippte über und zerriß in einem fürchterlichen Röcheln!

Jeanette starrte noch immer auf den Schatten!

Eine riesige Klauenhand war es! Eine Hand, die auf einem Schlangenkörper saß! Glänzender, weißlicher Schleim bedeckte diesen Körper, ließ ihn schillern und gleißen.

Dann war die Hand heran!

Eisenhart schlossen sich die sieben dicken Finger um ihren Körper, preßten ihr den Atem aus den Lungen!

Zu spät! Zu lange gewartet! durchschoß es Jeanette. Ihr wurde schlecht. Der furchtbare Griff raubte ihr den Atem.

Sie schlug auf den glitschigen Schlangenleib ein, der sich zuckend und windend um sie ringelte. Aber das war vergeblich. Ihre Fäuste schmerzten. Die schleimige Feuchtigkeit brannte auf ihrer Haut, als wäre es Säure.

»Nanni!« kreischte Melanie.
Da wurde Jeanette Bytow auch schon hochgerissen. Ruckartig.
Mit einer ungeheuren Kraft.
Sie erhaschte noch einen Blick auf ihre Freundin, die totenbleich in der geöffneten Tür stand, die Hände wie flehend erhoben.
Und sie sah die andere Monsterhand, die in diesem Augenblick durch die Fensteröffnung drängte und auf Melanie zuraste!
»Melanie… Weg! Verschwinde …«, keuchte sie. Aber das konnte die Freundin unmöglich hören. Ihre Stimme war nur ein Lufthauch.
Der Druck, der auf ihrer Brust lag, raubte ihr jede Kraft.
Jeanette Bytows Bewegungen erlahmten. Vor ihren Augen irrlichterte es. Grelle Kugeln zerplatzten und überschütteten sie mit wahnsinnigen Farben.
Immer schwerer fiel es ihr, die Augen offenzuhalten. Ihr ganzer Körper verkrampfte sich in dem sinnlosen Bestreben, Luft in die Lungen pumpen zu können.
Ihre Augen quollen aus den Höhlen.
Dann wurde sie durch das Fenster gezerrt. Sie spürte einen scharfen Schmerz an ihrer linken Schläfe, dann rann etwas Feuchtes, Klebriges über ihr Gesicht.
Blut!
Sie hatte sich an einer vorstehenden Glasscherbe geschnitten…
Von dem sie einhüllenden Schlangenleib strömte ein ekelhafter Gestank aus. Verwesungsgestank. Er trieb ihr die Tränen in die Augen.
Sie hatte nicht einmal mehr die Kraft, Angst zu empfinden. Wie tot war sie.
Unter sich sah sie das staubige Band einer Straße. Dann wirbelte die ganze Landschaft durcheinander. Die Windungen des Schlangenkörpers rissen sie davon.
Hinter sich hörte sie Melanie wimmern.
Also wurde auch sie von diesem entsetzlichen Wesen entführt!
Aber warum? Warum, um Himmels willen?
Jeanette dachte an den Sterbenden, den sie gestern abend gefunden hatten. Seit diesem Augenblick war ihr Leben in eine neue Phase getreten, schien es. Das Übernatürliche griff nach ihnen…
Dinge, die es nicht geben durfte – und die es dennoch gab!
Wahnsinn! Es war blanker Wahnsinn!
Ihre Gedanken schmolzen auf einen kläglichen Rest wahnsinniger Todesangst zusammen.
Ja, jetzt hatte sie Angst.
Sie wollte nicht sterben. Sie wollte leben!
Leben!
Die Dunkelheit, die einen Herzschlag später über sie hereinbrach, erlöste Jeanette Bytow von dem Grauen, das sie unweigerlich in den

Wahnsinn getrieben hätte.
Sie verlor die Besinnung.
Gleichzeitig lockerte sich der Griff der Monsterhand! Die Seelenwald-Intelligenz wollte ihre Beute nicht vorzeitig töten!

***

»Großer Gott! Sir, da unten… Sehen Sie doch nur!« Der Pilot beugte sich unwillkürlich vor. Aus seinem hageren, markanten Gesicht war jede Farbe gewichen.
Mir erging es keinen Deut besser.
Wie gebannt starrte ich hinunter auf das Gewimmel. Direkt in ein überdimensionales Schlangennest schien ich zu sehen. Mein Gehirn weigerte sich, das als Wirklichkeit zu akzeptieren, und dabei gab es keinen Zweifel daran, daß es die Wirklichkeit war!
»Runter, Mann!« zischte ich. Mein Gesicht verkantete sich. Und eisige Ruhe überkam mich.
Wie eine Blitzlichtaufnahme hatte sich das grausige Bild in mein Gehirn eingebrannt.
Das kleine Kaff Peyspean. Einige windschiefe Häuser, die sich um eine Kirche mit ebenso windschiefem Turm gruppierten.
Außerhalb weite Wiesen. Hier und da ein paar Bäume. Rechterhand, kaum wahrnehmbar, die Andeutung einiger karger Felder.
Und noch ein paar Yards weiter nach rechts…
Es waren Schlangen, riesige Schlangen. Mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit hetzten sie durch das knöcheltiefe Gras. Sechs waren es. Sie schienen auf dem Rückzug von Peyspean zu sein.
Und sie hatten Beute gemacht!
Jetzt erst sah ich die übergroßen Klauenhände, die dort aus den Leibern wuchsen, wo normalerweise der Schlangenschädel hätte sitzen müssen!
Riesige Hände, mit spitz zulaufenden Krallen.
Und diese Hände hielten Menschen!
Das Grauen schnürte mir die Kehle zu.
Hinter mir fluchte Suko. Glenda Perkins wimmerte. Sie schien aus ihrer Trance aufgewacht.
»Ich muß zu ihm… Ich bin ihm versprochen! Dem Seelenwald … ja, ihm bin ich versprochen! Niemand darf mich hindern, vor meinen Herrn zu treten …«
»Suko!« Ich warf meinem Freund einen schnellen Blick zu.
Er nickte und kümmerte sich um Glenda. »Miß Perkins, bitte…«, sagte er.
Ich hörte nicht mehr hin. Auf jeden Fall schien es ihm zu gelingen, sie zu beruhigen. Ihr Gewimmer erstarb.
Ich konzentrierte mich voll auf die Riesenschlangen.

Sie hatten den Hubschrauber offenbar bemerkt. Noch schneller wanden sie sich davon. In nördliche Richtung.

Dort flimmerte die Luft. Bodennebel waberten, obwohl die Sonne jetzt groß und rund am Himmel stand und ihre Strahlen energisch auf die Erde herunterschleuderte.

Das paßte doch nicht!

Mein Kreuz erwärmte sich.

Ich ahnte, was das zu bedeuten hatte. Eine magische Barriere…

Eine Tarnkappe, die irgend etwas Fürchterliches verbarg.

Was?

Plötzlich glaubte ich es zu wissen. Dort vorne lag der Seelenwald!

Und das, was ich für Monsterschlangen gehalten hatte, waren gigantische Greifarme… Ähnlich denen eines Kraken!

Der Yard-Pilot landete den Hubschrauber. Die Rotorblätter waren als wirbelnde Schemen auf dem Boden abgezeichnet. Nebelschleier wurden zerrissen und davongeschleudert.

»Was wollen Sie bloß gegen dieses Ungeheuer unternehmen?«

Ich gab dem Piloten keine Antwort. Dafür wies ich ihn an, Richtung Norden zu steuern. Und den Hubschrauber so dicht wie möglich über den Boden zu bringen.

»Du kannst es mit den Bestien nicht aufnehmen, John!« ließ sich Suko vernehmen. »Du bist noch nicht wieder völlig fit! Denk an gestern abend…«

»Ich muß den Mädchen da unten helfen, verdammt!« schnauzte ich. Meine guten Manieren wurden brüchig.

»Tiefer geht es nicht!« schrie der Pilot.

Ich riß die Seitentür auf. Eiskalt fauchte der Wind herein und zerzauste meine Haare.

Der baumstammdicke Schlangenleib war direkt unter mir. Etwa 20 Yards entfernt ringelte er sich. Dort hielt er das Mädchen.

Lange, braune Haare flatterten in dem kalten Wind. Schlaffe Arme wirbelten wie Windmühlenflügel.

Mein Gott! Hoffentlich war das Girl noch nicht tot! Meine Zähne knirschten aufeinander.

Der Yard-Mann bewies, daß er Fingerspitzengefühl hatte. Er beherrschte die Maschine total. Mit traumwandlerischer Sicherheit hielt er den Hubschrauber in der Schwebe.

Ich warf Suko noch einen Blick zu. »Drück mir die Daumen und paß auf Glenda auf!«

Dann sprang ich hinaus.

»Viel Glück…«

Der Wind und das Rumoren der Maschine zerrissen Sukos Worte.

Hart kam ich auf dem Boden auf und federte in den Knien. Der glänzende Schlangenleib warf sich ringelnd und zuckend auf mich.

Ich spurtete zur Seite. Jetzt feuerte ich.
Mit einem dumpfen Klatschen schlugen zwei Kugeln in den monströsen Tentakel!
Ich hatte gut gezielt!
Die Kugeln durchschlugen den Tentakel wie Butter! Schwarzes Blut spritzte! Funken gleißten auf und wirbelten zu Boden.
Die Tentakelspitze mit dem Girl fiel zu Boden. Zuckend und windend löste sich die Monsterhand auf!
Flüchtig untersuchte ich das Mädchen. Viel Zeit blieb mir nicht!
Die anderen Tentakel schossen heran, und sie wollten mir sicherlich nicht nur guten Tag sagen!
Da spürte ich die Windböen!
Ein riesiger Schatten senkte sich über mich!
Der Hubschrauber!
Suko stand in der Seitentür. »Beeil dich, John!« brüllte er so laut, daß er das Knattern übertönte.
Ich verstand.
Mit einem wilden Ruck stemmte ich das ohnmächtige Mädchen hoch.
Suko hielt sich nur mit einer Hand fest. Der Hubschrauber kam noch tiefer. Der Wind riß mir fast die Haare vom Kopf.
»Hast du sie?« brüllte ich hoch.
»Ja!«
»Okay!«
Ich ließ das Mädchen los und stieß mich ab.
Der Hubschrauber schoß förmlich in die Höhe. Unter mir brodelten die Tentakel des Seelenwalds! Es war die Hölle! Einige zuckten hoch, mir hinterher…
Da warf ich mich vorwärts, in die Kanzel hinein.
»Uff!« sagte der Pilot.
»Das andere Mädchen!« Ich zeigte hinunter.
»Sie wollen noch einmal…?«
Ich warf ihm einen eisigen Blick zu, und er schwieg.
Er zog die Maschine in einem weiten Bogen herum. Aus schmalen Augenschlitzen starrte ich hinunter. Das andere Mädchen schien ebenfalls ohnmächtig zu sein. Mehr als den Kopf sah man nicht von ihr. Der Tentakel hielt ihren Körper total umschlungen.
Der Pilot drückte den Hubschrauber tiefer.
Die anderen Tentakel warfen sich förmlich heran. Sie waren gewarnt! Dieses Mal wußten sie, was wir vorhatten!
»Los!« brüllte der Pilot, als der Hubschrauber knapp einen Yard über dem Boden schwebte.
Ich pumpte Luft in meine Lungen. Dann stieß ich mich wieder ab.
Aber dieses Mal hatte ich Pech.
Direkt unter mir durchbrach eine Monsterhand den Boden und

schnellte auf mich zu.
Ich spürte noch einen Schlag, der mir den Atem raubte, dann veränderte sich meine Umgebung!

***

Suko drehte schier durch!
Er sah, wie die Monsterhand aus dem Boden schoß, direkt auf John Sinclair zuraste, ihn erfaßte. Dann folgte eine blendendweiße Explosion. Die Wucht der Detonation fetzte den Hubschrauber in die Höhe. Der Yard-Pilot hatte alle Hände voll zu tun, um die Maschine zu halten.
Suko kletterte auf den Co-Piloten-Sitz.
»Wo ist er? Zum Donnerwetter, wo ist John?« keuchte er.
»Verschwunden!«
Der Pilot war völlig konsterniert.
»Ich hab's genau gesehen. In dem Moment, als ihn die Faust traf, löste er sich einfach auf!«
Das schien das Stichwort gewesen zu sein!
Die Tentakel waren verschwunden!
Und mit ihnen John Sinclair und das Mädchen!
Wie ausgestorben lag die Graslandschaft in der Tiefe unter ihnen.
Aber damit waren die bösen Überraschungen noch immer nicht vorbei!
Als Suko sich umdrehte und nach Glenda Perkins sehen wollte, zuckte er zusammen, als sei er von einem Peitschenhieb getroffen worden!
Glenda Perkins war ebenfalls verschwunden!

***

»Gefahr!«
Murthoom zuckte zusammen. Wie eine glühende Messerspitze war dieser eine Gedanke in seinen Schädel gefahren.
Der Dämonen-Priester zuckte hoch. Seine Hände preßten sich gegen die pochenden Schläfen!
Der Seelenwald nahm mit ihm Kontakt auf.
Murthoom begriff nicht, wie das ohne Beschwörung möglich war. War der Wald mächtiger, als er zu sein vorgab? Täuschte er ihn – und Asmodina?
»Du Narr«, geiferte da die unmenschliche Gedankenstimme der Seelenwald-Intelligenz. *»Du verfluchter Narr. Das ist doch jetzt unwichtig! Wir werden angegriffen! Dieser verdammte Sinclair hat uns aufgespürt!«*
Murthooms Atem stockte.
»Du mußt etwas unternehmen!« schrie die telepathische Stimme in seinem Schädel.

Murthoom würgte. Er war nicht mehr in der Lage, einen eigenen Gedanken zu fassen. Nur beiläufig begriff er, daß er schon längst zum Sklaven des Seelenwalds geworden war!

Er beherrschte ihn so, wie die Handlanger-Dämonen die Alten beherrschten!

»Was soll ich tun?« erkundigte sich Murthoom mit tonloser Stimme.

Seine Wahnsinnsträume von Macht und Einfluß an Asmodinas Seite waren in dem Augenblick gestorben, in dem die Seelenwald-Intelligenz ihre volle Macht ausgespielt hatte.

Jetzt war er nur noch ein Befehlsempfänger des Waldes!

Ein eisiges Gelächter prasselte in seinen Geist.

Und dann erklärte ihm die dämonische Kollektiv-Intelligenz, was er zu tun hatte!

***

Ich taumelte vorwärts, brach in die Knie und stützte mich mit den Händen ab. Einen Herzschlag lang verharrte ich so. Mein Atem normalisierte sich.

Vorsichtig richtete ich mich wieder auf.

Diffuses Dämmerlicht umgab mich. Der würzige Duft des Waldbodens betäubte mich beinahe.

Ich sah mich um und begriff überhaupt nichts.

Nicht gleich.

Wie war ich hierhergekommen? In diesen Wald?

Teleportation? Hatte das der Kontakt mit dem Tentakel bewirkt?

Hatten sich Weiße und Schwarze Magie abgestoßen?

Ich schüttelte die Benommenheit aus meinem Schädel. Meine linke Handfläche blutete. Ich hatte sie mir aufgeschrammt. Ich preßte die Lippen zusammen und wischte sie achtlos an meinen Jeans ab.

Der Druck unter meiner linken Achsel signalisierte, daß die Beretta in der Halfter steckte.

Okay, somit war ich also weder waffen- noch wehrlos.

Gut das zu wissen.

Ein leises Säuseln erfüllte den Wald. Geheimnisvoll wisperte und raunte es. Die Blätter über mir knisterten.

Der Boden unter meinen Füßen war weich. Er schien zu pulsieren. Als wäre es der Körper eines lebenden Wesens.

Der Seelenwald…

Ich wußte, daß dies hier der Seelenwald war. Aber das war auch schon alles.

Ich machte ein paar Schritte. Orientieren konnte ich mich nicht.

Die Baumstämme standen dicht an dicht. Tannen, Eichen, Birken.

Ein scheinbar willkürliches Durcheinander. Dazwischen wucherte dorniges Gestrüpp. Der Boden wurde von einer dichten Schicht welken

Laubs, Tannennadeln und morscher Äste gebildet.
Der Wind wurde stärker.
Ich konnte mir nicht denken, woher er kam.
Jetzt hörte er sich wie der Atem eines gigantischen Lebewesens an.
Ringsum lauerte Düsternis. Trotzdem war es noch hell genug, um einigermaßen gut sehen zu können.
Ich dachte an die Tentakel, an das Mädchen, dem ich nicht mehr hatte helfen können… An Jane Collins …
Und an Suko.
Wo mochte er stecken?
Oder besser: Wo steckte ich? Lag der Wald in einer anderen Dimension? Verband ihn die magische Tarnung, die darübergestülpt war, mit der Erde?
Oder machte sie ihn lediglich unsichtbar und gegenstandslos?
Zahlreiche Fragen und keine vernünftige Antwort.
Ich drehte mich um meine eigene Achse. Meine Blicke bohrten sich in das Dämmerlicht.
Im selben Augenblick hatte ich das Gefühl, mein Herz würde einfrieren!
Hinter mir, neben mir, vor mir – überall wuchsen die Klauenhände empor!
Aus dem wildzuckenden Boden, aus den sich wiegenden Baumstämmen… Sogar aus den Ästen, die sich wie ein natürliches Dach über mich bogen.
Ein gehässiges Lachen brandete auf! Es kam von überall und nirgends. Und der Wind wurde stärker!
Dann griffen die Klauen an!
Irrsinnig schnell zuckten sie vor, krachten gegen mich, schleuderten mich zu Boden. Ich rollte ab, wollte wieder hochfedern, aber dabei blieb es.
Der Boden bebte. Wimmelnde Bewegungen ringsum. Schlangengleich wälzten sich die monströsen Arme, die in die furchtbaren Klauenhände mündeten, heran und umschlangen mich. Windend, zuckend, zitternd und schleimabsondernd!
Aufgeben stand nicht zur Debatte! Ich würde bis zum letzten Atemzug kämpfen.
Die Tentakel waren überall. Wie ein kochendes, brodelndes Meer umgaben sie mich.
Schwarze Fontänen spritzten auf. Dort, wo die Flüssigkeit meine Haut traf, bekam ich höllische Schmerzen.
Aber darauf konnte ich gar nicht achten.
Immer mehr Tentakel walzten heran! Das höhnische Wahnsinnsgelächter explodierte förmlich! Die Tentakel begruben mich unter sich!

***

Irgendwann herrschte Stille!

Kein Blatt raschelte mehr, kein Halm knisterte, kein Ast knackte.

Und mörderischer Druck wich von meiner Brust!

Schlagartig!

Ich begriff es nicht, ich kam mir nur hundsmiserabel vor. Wie ein lächerlicher Spielball gigantischer Mächte. Und genau das war ich ja auch.

»John…«

Die Stimme zerfaserte.

Ich erkannte sie trotzdem auf Anhieb. Mit einem ärgerlichen Schnauben kam ich auf die Füße.

Glenda Perkins stand vor mir. Sie wirkte entrückt. Ihr Gesicht war verklärt. »Ich bin gekommen, John. Der Seelenwald soll mich nehmen! Ich will sterben. Wie es vorherbestimmt ist!«

»Hör auf damit!« brüllte ich. Ich packte sie bei den Schultern und schüttelte sie.

Sie schien es nicht einmal zu bemerken.

Sinnlos.

Sie war verrückt geworden.

Dieses Wort elektrisierte mich geradezu. Verrückt. Das war des Rätsels Lösung. Deshalb hatten sich die Tentakel des Seelenwalds zurückgezogen! Dämonen konnten die Ausstrahlung eines wahnsinnigen Menschen nicht ertragen. Sie flohen davor!

»Glenda«, sagte ich sanft. »O verdammt, Glenda!«

Dieser Preis war zu hoch!

Sie machte sich frei und ging los. »Ich bin gekommen, um zu sterben… Ich bin da!«

Sie bahnte sich ihren Weg durch das Unterholz, wich mit traumwandlerischer Sicherheit den dichtstehenden Stämmen aus.

Fratzen bildeten sich darin, qualvoll verzogene Fratzen! Aus der Rinde der Bäume, die sie berührte, quollen schwarze Tropfen.

Glenda schritt schneller aus. War sie ihrem Ziel so nahe?

Ich hörte Stimmen. Monotonen Singsang.

Da rastete etwas in meinem Gehirn ein! Plötzlich erfüllte mich wilde, wahnsinnige Hoffnung!

Ich rannte los, packte Glenda, riß sie mit mir.

Nichts versuchte, uns aufzuhalten. Einige Yards von uns entfernt raschelte es. Hin und wieder sah ich huschende Schemen. Arme wanden und ringelten sich. Klauenhände öffneten und schlossen sich wie unter mühsam verhaltener Erregung!

Und dann erreichten Glenda und ich den Waldrand!

Ein Talkessel mit einem Dorf. Die Hänge auf der gegenüberliegenden Seite waren dicht bewaldet. Vor uns aber war der Boden, abgesehen

von einigen spärlichen Grasbüscheln, kahl.
Aus brennenden Augen starrte ich hinunter.
Die Bewohner des Dorfes hatten sich vor dem kleinen Friedhof versammelt, der auf der Nordseite lag.
Das machte mich mißtrauisch.
Ich kniff meine Augen zusammen.
Da sah ich den Katafalk!
Ringsum hatten sie schwarze Kerzen aufgestellt.
Ein hochgewachsener, hagerer Mann in einer schwarzen Kutte stand daneben. Hinter ihm hatten sich Dutzende von buckligen, in alte, modernde Lumpen gehüllte Gestalten versammelt.
Der Hagere hatte seine Arme hochgereckt. Etwas Blutrotes funkelte in seinen Händen!
Der blutrote Schein, der von diesem Gegenstand ausstrahlte, war heller als die Sonne. Er fiel auf das blasse Gesicht der jungen Frau, die auf dem Katafalk lag!
Es war – Jane Collins!!

***

»Nein!« brüllte ich verzweifelt. Wie von der Tarantel gebissen, startete ich durch. Glenda riß ich mit mir.
Wir hasteten den Abhang hinunter. Ich hatte fürchterliche Angst, zu spät zu kommen.
Die Dorfbewohner wurden aufmerksam. Ein Schrei aus zahllosen Kehlen gellte auf.
Der Hochgewachsene bewegte sich nicht.
Dafür aber wuchsen Klauenhände aus dem Boden. Rings um den Katafalk! Wie hungrige Schlangen pendelten sie hoch und über Jane Collins Körper…
Jede Einzelheit sah ich. Das Grauen saß mir im Nacken. Glenda lachte hysterisch.
»Das Relikt der Macht! Der Dämonen-Priester hält Asmodinas Relikt! In ihm ist die dämonische Energie des Seelenwalds manifestiert!« Es hörte sich wie auswendig gelernt an.
Glenda stand noch immer unter dem Bann der Opferbeschwörung!
Ich aber riß meine Rechte hoch und schoß.
Die Silberkugel krachte gegen den blutroten Stein, den der Dämonen-Priester in seinen erhobenen Händen hielt!
Im nächsten Augenblick ging die Welt unter!

***

Explosionsartig wurde die dämonische Energie frei!
Der Tarnschild über dem Seelenwald fiel in sich zusammen!
Die Alten vergingen!
Murthoom, der Dämonen-Priester, ebenfalls!

Funkenpartikel zischten durch die wabernde Luft. Ein Gluthauch, der direkt aus der Hölle herangefaucht kommen mußte, raste in die Höhe und erfaßte den Wald.

Knisternd und prasselnd fing er Feuer.

Ein fürchterliches Summen und Tosen erfüllte die Luft, machte mich halb taub. Ringsum herrschte das totale Inferno.

Da hatte ich den Katafalk erreicht. Jane atmete. Die Tentakel des Seelenwalds waren zu einer grauen, schmierigen Masse zusammengeschmolzen.

Ich beachtete sie nicht mehr. In fliegender Hast befreite ich Jane.

Sie war ohnmächtig. Ich hebelte sie hoch, warf sie mir über die Schulter.

Glenda!

Mit meiner Last kreiselte ich herum. Glenda stand ein paar Yards abseits, die Augen fassungslos auf das tobende Chaos gerichtet!

Das Dorf und der Friedhof brannten! Ebenso der Seelenwald!

Gigantische schwarze Rauchwolken wogten in den blauen Himmel.

»Glenda!« schrie ich.

»John…« Zögernd sprach sie meinen Namen aus. So, als wüßte sie nicht, ob sie ihren Augen trauen konnte.

Ich aber wußte, daß der Bann gebrochen war! Glendas Geist war wieder frei! Sie war wieder normal!

Ich rannte zu ihr.

Sie weinte.

»Ist sie…« Glenda Perkins deutete auf Jane.

»Nein, sie lebt«, keuchte ich. Und ein ungeheures Glücksgefühl sprengte schier meine Brust.

Das Feuer breitete sich aus.

Ich eilte mit Glenda weiter. Jane, die ich über meiner Schulter trug, stöhnte.

Irgendwann stoppte ich. Vorsichtig ließ ich Jane zu Boden gleiten. Hier waren wir weit genug von dem flammenden Inferno entfernt und einigermaßen sicher.

Ich starrte auf Jane nieder.

Glenda klammerte sich an mir fest. So kauerten wir am Boden, bewegungslos, beinahe andächtig. Das Höllenfeuer tobte sich aus.

Sein Glutodem waberte bis zu uns her.

Auch auf den Hängen tobten die Flammen. Krachend und berstend und knackend verging der dämonische Wald!

»John«, flüsterte Glenda endlich. »John, es war fürchterlich! Ich weiß alles! Alles über Asmodinas Plan! Der Seelenwald war eine dämonische Wesenheit… Ich habe alle ihre Gedankengänge mitbekommen! Ich weiß alles …«

»Später, Glenda«, sagte ich sanft.

Momentan interessierte mich nur Jane! Sie bewegte sich. Ruckartig öffnete sie ihre Augen. Ihr scheuer, verständnisloser Blick traf mich.

Sie musterte mich.

Stumm nahm ich sie in die Arme. Sie zitterte. Und sie verstand überhaupt nichts…

Ich hielt sie fest. Die Erklärungen konnten warten. Wir lebten, wir hatten unwahrscheinliches Glück gehabt. Ich nahm mir vor, mich diesbezüglich in nächster Zeit nicht mehr zu beklagen.

Irgendwann tauchte über uns der Hubschrauber auf. Ich sah Suko in der Kanzeltür stehen.

Glenda sprang auf und winkte ihm.

Jane schluckte. »John…«

»Ja?«

Ich sah sie an.

»Bitte, gib mir einen Kuß«, hauchte sie.

Ich starrte sie an, sekundenlang. Und dann lachte ich, ja, Freunde, ich lachte, bis mir die Tränen kamen! Freudentränen!

Und dann küßte ich sie!

ENDE